

**Jürg Wunderli<sup>1</sup>, Vernichtung oder Verwandlung?**  
**Der Tod als Verhängnis und Hoffnung, Stuttgart: Klett 1976**  
 Zusammenfassung seines Buches  
 anlässlich eines Vortrages im März 2013 von Peter Godzik

## Inhalt

Vorbemerkung.....	1
1. Der Tod des Menschen.....	3
a) Die Besonderheit des menschlichen Todes .....	3
b) Die Todesangst .....	4
c) Die Verdrängung des Todes.....	5
c) Einwilligung in den Ganztod – Freiheit zum Tode oder Freiheit vor dem Tode.....	7
2. Menschlicher Sieg über den Tod? .....	11
a) Der Tantaloswunsch der Menschheit und die moderne Medizin.....	11
b) Individualität, Altern und Tod .....	12
3. Leben nach dem Tode? .....	13
a) Der Jenseitsglaube .....	13
b) „Weiß“ das Unbewusste von Tod und Jenseits? .....	16
c) Selbsterfahrungen Sterbender .....	17
d) Der Initiationstod .....	20
e) Der mystische Tod.....	23
Zusammenfassung.....	24

## Vorbemerkung

Es ist mir bewusst, dass die Grundthese, die ich in diesem Vortrag vertreten möchte, sehr subjektiv und persönlich klingt. Sie lautet:

*Der Tod ist ein radikaler Tod, insofern er zur Verwesung des Körpers und zum Untergang der individuellen seelisch-geistigen Funktion führt. Im Tode erfahre ich das völlige Scheitern meines ich-bezogenen Menschseins. Der Tod ist aber dennoch kein absoluter Tod, insofern ich mich über den Tod hinaus, ja gerade im Erlebnis meines Scheiterns Gott verbunden weiß. Erst dort, wo mein auf mich selbst bezogenes Sein bis auf das Äußerste in Frage gestellt, ja vernichtet wird, kann mir das Ganz-Andere voll bewusst werden. Der Tod ist mein Scheitern und zugleich Schwelle zu einer Neugeburt. Jenseits dieses Tores steht die Verbundenheit mit dem Transzendenten, Ewigen, Umfassenden – fromm ausgedrückt: Gott, und das Sein in ihm.*

Soll es sich also um eine Neuauflage des uralten, alle Religionen bestimmenden und die Philosophiegeschichte durchziehenden Wunschtraumes nach der [Unsterblichkeit](#) handeln? Nein, wenn damit versucht würde, die Begegnung mit dem [Tod](#) als etwas Endgültigem zu umgehen.

Ebenso wenig möchte ich alte Fehler im Verlauf der christlichen Kirchengeschichte wiederholen und zugunsten des Schicksals unserer [Seele](#) „drüben“, im Jenseits, unsere Aufgabe und unser Leben im Diesseits vernachlässigen. Denn richtig zu leben schließt die Integration des

---

<sup>1</sup> Dr. med. Jürg Wunderli, geb. 1934, Arzt und Psychotherapeut in eigener Praxis, Dozent am C. G. Jung-Institut Zürich; vgl. auch seinen gleichnamigen Aufsatz in: Stimmen der Zeit 102 (1977) 773-780.

Todes in all seinen Aspekten mit ein; auf diese Weise ist die [Ars moriendi](#) mit der [Ars vivendi](#) untrennbar verbunden.

Noch viel weniger soll der alte Versuch gewagt werden, eine wie immer gedachte Unsterblichkeit zu *beweisen*. Spätestens seit [Kant](#) dürfte der von [Platon](#) unternommene, aber bereits dort mit einer Prise Skepsis versehene Versuch des Unsterblichkeitsbeweises als untauglich erkannt worden sein. Was transzendent ist, übersteigt, transzendiert definitionsgemäß alles wissenschaftlich Messbare und rational Erklärbare. Es ist mit Logik nicht mehr zu fassen und lässt sich auch kaum mit Worten ausdrücken. Daher muss der wissenschaftliche Beweis versagen. Andererseits ist damit auch in keiner Weise über die Nichtexistenz eines Transzendenten entschieden; dies zu unterstellen wäre ein ebenso unwissenschaftliches Vorurteil wie der scheinbar wissenschaftliche Transzendenz-Beweis.

Es ist klar, dass in diesem Vortrag nur Hinweise gegeben werden können, die allerdings Anspruch auf ernsthafte Prüfung erheben. Dass die Gründe für ein solches Unternehmen subjektiv sind, bestreite ich nicht. Jahrelanges Begleiten von Menschen mit Leid und schwerer Krankheit zwang mich auch zur Auseinandersetzung mit *meinem* Tod.

Ich sehe durchaus die Gefahr der Unverbindlichkeit des *allgemeinen* Redens über Tod und Sterben, sofern dieses nicht überhaupt unterdrückt oder noch eher verdrängt wird. Unverbindlich und theoretisch-spekulativ ist dieses Gerede deswegen oft, weil es ja noch nicht mich speziell angeht, weil mich der Tod noch nicht berührt hat, obwohl ich vielleicht davon rede. Die Verbindlichkeit beginnt erst dort, wo mich das eigene Sterben, der eigene Tod zu tiefst erschüttern. Selbstverständlich geschieht dies im letzten, eigentlichen Sinne erst dann, wenn ich wirklich die letzten Stunden meines Lebens zu leben beginne. Wo ich aber durch eine Krankheit oder vielleicht auch durch das solidarische Mitempfinden mit einem Sterbenden mit der bitteren Tatsache meiner Endlichkeit konfrontiert werde, da ist schon etwas von der genannten Verbindlichkeit da. Und gleichfalls kann sie dort existieren, wo mir die Wahrheit von der Lebensimmanenz des Todes, vom ewigen „Stirb und werde“ aufleuchtet, wo ich weiß, dass der Tod nicht nur den radikalen Schlusspunkt meines irdischen Daseins setzt, sondern mein ganzes Leben durchwebt.

Auch so noch besteht die Gefahr des Abgleitens in die Unverbindlichkeit oder in die Verdrängung; denn könnte es nicht sein, dass gerade die Beschäftigung mit dem Phänomen des Todes und der Frage nach der Unsterblichkeit auf besonders raffinierte Weise die Verbindlichkeit meines Verhältnisses zum eigenen Tod untergräbt? Ich liebe das Leben und habe Angst vor dem Tod. Indem ich über den Tod rede (und schreibe), weiche ich ihm vielleicht geschickt aus. Es ist sehr schwer, die Integration des verbindlichen Todes ständig auszuhalten. Möglicherweise würde ich an der Sinnlosigkeit meines Lebens verzweifeln, wenn ich im Tod nur noch den Tod, das absolute und ewige Nichts sähe. Ich weiß nicht, ob ich die von Philosophen oft geforderte „Tapferkeit“ besäße, auch einem solchen Tod mutig und ehrlich entgegenzublicken.

Ich komme nochmals auf den subjektiven Ursprung der These dieses Vortrags zurück und lasse offen, wieweit *Wunschdenken* mitspielt. Aber ich meine, dass all dies nicht von wesentlicher Bedeutung ist. Ich habe es ja auch nicht darauf abgesehen, meine These spekulativ zu verteidigen. Ich möchte vielmehr einige Erfahrungen und Phänomene aus Psychotherapie, Psychologie, Kinderpsychologie und Märchenforschung ebenso wie meditative Erlebnisse vorstellen, alles in allem Hinweise dafür, dass etwas in uns in der Ewigkeit geborgen ist und vom Tod grundsätzlich unzerstörbar bleibt. Obwohl die beschriebenen Phänomene die naturwissenschaftliche Methodik und die Ratio transzendieren, mithin auch in die Metaphysik

gehören, bleibt unbestritten, dass die entsprechenden Beobachtungen wiederholbar und die Erfahrungen nachvollziehbar sind. Damit nehmen diese Phänomene und Erfahrungen (oder vielmehr deren Interpretation) eine merkwürdige Zwischenstellung zwischen Wissenschaft und Metaphysik ein.

Meine These schließt eine Athanasie oder Todlosigkeit, auch im Sinne eines Sieges über Alter und physischen Tod in ferner Zukunft, aus. Auch dies lässt sich freilich nicht exakt beweisen, aber doch wohl mit Wahrscheinlichkeit begründen. Oder anders gesagt: moderne Medizin und Naturwissenschaft selbst räumen mit dem Märchen von ewiger Jugend ohne Altern und Tod auf. Das menschliche Leben ist – wie jedes andere individuelle Leben auch – seit der Geburt, ja seit der Zeugung zum Tode verurteilt.

Ich weiß: ich muss sterben, mit Körper und begrenzter Ich-Seele. Die Integration meiner Vergänglichkeit, meines Todes kümmert, erschüttert, ängstigt mich. Aber ich glaube auch zu wissen, dass ich oder etwas in mir durch den Tod in ein neues, in das eigentliche Sein hineingeboren wird. Als Mensch bin ich gespalten und habe meine Kümmernisse, Ängste und Erschütterungen zu akzeptieren, nach Möglichkeit auszuhalten. Ich kann nur hoffen, darum bitten, dass jenes Ahnen, Spüren, Wissen des Unvergänglichen nie ganz in mir zugeschüttet werde, dass ein kleiner Spalt zum Licht des ersten Korintherbriefes stets offen bleibe, wo es heißt:

„Denn dies Verwesliche muss anziehen die Unverweslichkeit, und dies Sterbliche muss anziehen die Unsterblichkeit“ (1. Korinther 15,53).

Der Tod ist nicht nur Tod; er ist der große Umwandler und das Tor zur Auferstehung eines neuen, ganz in Gott geborgenen Adam. Möchten wir ihn in der Stunde unseres Sterbens als den Freund erkennen, der uns unter Wehen in das Unsagbare und Unnennbare führt.

## 1. Der Tod des Menschen

### a) Die Besonderheit des menschlichen Todes

Sterblichkeit ist eine Grundgegebenheit für alles Lebendige, wenn man von gewissen Ausnahmen auf der untersten Entwicklungsstufe absieht; doch der Tod des Menschen zeichnet sich durch seine Einzigartigkeit aus: wie der Mensch innerhalb des [Bios](#) eine Sonderstellung einnimmt, so gilt dasselbe auch von seinem Tode. Denn nur der Mensch, das seiner selbst bewusste Wesen, ist sich seiner Vergänglichkeit bewusst. Höher entwickelte Tiere mögen Todesahnungen haben, ebenso die Kleinkinder; aber erst der über sich selbst nachdenkende Mensch weiß auch um seinen Tod. Das [Glück der Mücke](#), über welches [Rilke](#) in seinen Duineser Elegien nachsinnt, besteht in der Unmittelbarkeit ihres Lebens; sie weiß nichts von ihrem Ende. Der Mensch jedoch, erwacht zum Selbstbewusstsein, bezahlt sein Menschsein mit dem Verlust des bloßen In-den-Tag-Hineinlebens und mit dem quälenden, ihn immer wieder beherrschenden Bewusstsein seiner Vergänglichkeit. Der Mensch fällt aus der natürlichen Gelassenheit des Tieres, und er muss eine neue, menschliche Gelassenheit als höchstes Lebensziel erst mühsam erlernen: es ist das Gelassensein auf der höchsten Bewusstseinsstufe, im Gegensatz zum unbewussten tierischen Vegetieren.

Selbsterkenntnis und Todeserkenntnis sind unentrinnbar miteinander verknüpft; der Mensch als bewusstes Wesen kann kein anderer sein als ein Mensch zum Tode hin. Durch den Tod erst erwacht das Leben.

Was will dieser Satz besagen? Ich denke: bedeutend mehr als die triviale Wahrheit, dass auf der Welt gelebtes Leben immer wieder neuem Leben Platz machen muss; das ist das Gesetz

der Natur. Leben ist wirkliches Leben nur insofern, als es in ständiger Bewegung ist; Stillstand wäre Erstarrung und damit Tod. Andererseits bedeutet dieser ewige Wechsel, dieses ständige „Weiter“, den Tod des je schon Gelebten. In geheimnisvoll paradoxer Weise umweben sich Tod und Leben gegenseitig. Dies mag auch in der letzten Strophe von [Goethes](#) Gedicht „[Eins und Alles](#)“ anklingen:

Es soll sich regen, schaffend handeln,  
 Erst sich gestalten, dann verwandeln;  
 Nur scheinbar steht's Momente still.  
 Das Ewige regt sich fort in allen:  
 Denn alles muss in Nichts zerfallen,  
 Wenn es im Sein beharren will.

Alles muss in Nichts zerfallen, muss den Gesetzen des ewigen Werdens und Vergehens unterworfen sein, damit es im ewigen Sein beharren kann: man könnte die beiden letzten Verse auch als Quintessenz der Philosophie des alten [Heraklit](#) bezeichnen.<sup>2</sup>

Und doch müssen wir nochmals einen Schritt weitergehen. Der Philosoph und Mediziner [Gebattel](#)<sup>3</sup> (1883-1976) meinte, das „Stirb und Werde“ erhalte durch andere Äußerungen Goethes, vor allem auch im Lichte seiner [Marienbader Elegie](#), eine noch tiefere Bedeutung. Wirkliches Leben entsteht erst dort, wo das beschränkte, selbstische Leben geopfert wird; die Ewigkeit verlangt mit anderen Worten den Tod des egozentrischen Ich. Nur wo dieses geopfert wird, kann unvergängliches Leben entstehen. Damit haben wir freilich einen Grundgedanken angerührt, den wir im letzten Teil dieses Vortrags ausführlich besprechen werden, einen Gedanken, der zum Sinnverständnis des menschlichen Todes und der – vorläufig sogenannten – Unsterblichkeit führen kann.

#### b) Die Todesangst

Das Wissen des Menschen um seine Vergänglichkeit ist zunächst noch unverbindlich. Solange man nur weiß, dass *man* stirbt, ist die Betroffenheit noch keine direkte, unmittelbare. Erst wenn ich mitten im Leben die Immanenz des Todes, die Gebrochenheit all meines Wollens, Denkens und Liebens erkenne, wenn mir die Wahrheit von der Relativität und Vergänglichkeit meines eigenen Seins aufleuchtet oder wenn mir im Tode eines geliebten Menschen die eigene Hinfälligkeit bewusst wird, verliert die Tatsache des Todes für mich die Unverbindlichkeit. Ich beginne dann nicht nur theoretisch zu wissen, sondern wirklich zu erleben, dass *ich selbst* sterbe. Das Bewusstsein vom eigenen Sterben betont die Besonderheit des menschlichen Todes; aus ihr folgt die Todesangst, die den Menschen spätestens seit der Pubertät bewusst oder unbewusst verfolgt.

Was uns wirklich mit Entsetzen und Angst erfüllt, ist die Vorstellung, dass wir als Individuum, als Ich nicht mehr sein werden. Wenn es sich aber so verhält, wird der Mensch als ich-

---

<sup>2</sup> Das Grundprinzip des Kosmos ist nach Heraklit nicht – wie etwa für [Parmenides](#) aus Elea – ein statisches, gleichbleibendes Sein, sondern das Werden. Während Parmenides das Nicht-Sein und damit das Werden radikal leugnet, betont Heraklit das gegensätzliche, aber in untrennbarer Einheit verschränkte Verhältnis von Sein und Werden. Die sogenannten Flussfragmente, die das metaphorische Bild des Flusses mehrfach variieren, stehen für diese Gesamtheit von Werden und Wandel, die Natur und Weltgeschehen als eigentliches Seinsgesetz konstituiert: „Wer in dieselben Flüsse hinabsteigt, dem strömt stets anderes Wasser zu.“

<sup>3</sup> Viktor Emil Freiherr von Gebattel (1883-1976) war Humanmediziner, Psychiater, Psychotherapeut, Wissenschaftspublizist, Philosoph und Schriftsteller. Er gilt als Pionier einer anthropologischen Medizin, Psychotherapie und Psychologie.

gebundenes Wesen *a priori* von Todesangst heimgesucht; je stärker die Ich-Fesselung und Egozentrik, um so intensiver ist offenbar die Todesangst.

Umgekehrt wird das Leben dort besonders von Sinn erfüllt, wo es den Tod als „Stirb und Werde“ integriert; „Stirb und Werde“ nicht gemeint als physiologische Erneuerung unserer Zellen, sondern als Minderung des Ich und Geburt des Ewigen im Menschen. Die eigentliche Geburt des Ewigen vermittelt der Tod; sie kann aber ein Leben lang eingeübt werden. So verleiht ausgerechnet der Tod dem Leben Würde und Sinn, freilich nur dann, wenn er als Tor zu einem Umfassenden und Umgreifenden erkannt wird. Die Selbstwerdung oder die Individuation [C. G. Jungs](#) soll zu einer Ich-Minderung, einer Abnahme der Ich-Fesselung führen zugunsten des in die Transzendenz hineinragenden, überpersonalen Selbst. Die Aufgabe der Selbstwerdung oder Individuation ist letztlich eine transzendente und schließt neben der Entwicklung im diesseitigen Leben unbedingt die Vorbereitung auf das entscheidende Todesgeschehen mit ein.

Nun aber ist unser Blick frei, um die großen Zusammenhänge zu überschauen. Sehen wir von der spezifischen Angst vor dem Sterben und der Agonie ab, so hat die Todesangst zwei Wurzeln: einmal den Gedanken an die Nichtigkeit, Absolutheit und damit Sinnlosigkeit des Todes – wäre es doch zu billig, den Tod des Menschen mit dem reinen Naturgeschehen befriedigend erklären zu wollen –, zum andern den Gedanken an die Sinnlosigkeit und die existentielle Leere des Lebens. Die Todesangst ist auch jene existentielle Angst, die aus dem Vakuum eines sinnlosen Lebens hervorbricht. Der Weg zur Befreiung von der Existenz- und Todesangst muss gleicherweise ein sinnerfülltes Leben wie die Sinngebung des Todes miteinschließen, wobei leicht einzusehen ist, dass diese beiden wiederum miteinander zusammenhängen. Unser Leben wird nämlich umso sinnvoller, je mehr die Ich-Bindung und Lieblosigkeit zurückgedrängt wird zugunsten der Hingabe an das Selbst als unseren inneren, das Ego transzendierenden Wesenskern, an das Du, an Ideale, schließlich an Gott selbst als Inbegriff alles Unvergänglichen, Idealen, Wertvollen und Liebenswerten. Die kleinen Ich-Tode in den Hingaben eines sinnerfüllten Lebens sind Gleichnis für die Vollendung: der Tod als die totale Hingabe<sup>4</sup>, damit aber auch das Tor zu einer neuen Geburt<sup>5</sup>.

### c) Die Verdrängung des Todes

Der Tod ist heute nicht mehr das tabuisierte Thema wie noch vor einigen Jahren. Aber noch immer pflegt man ihn beiseite zu schieben, zu neutralisieren, zu verharmlosen. Er wird verdrängt. Der Mensch ist dem Tod zwar schon immer ausgewichen, aber heutzutage ist er uns ganz besonders fremd geworden. Der Glaube ist falsch, in der Vergangenheit habe ein „schönes Verhältnis“ zum Sterben existiert. Wenig berechtigt auch zu der verklärenden Ansicht, man habe früher den Tod weit besser als heute in das Leben integriert.

Wenn man vielleicht etwas nostalgisch auf die [Ars moriendi](#), die Sterbekunst des Mittelalters zurückblickt, muss man sich dessen bewusst sein, dass damals das menschliche Leben als Vorbereitung für das eigentliche Leben, das Leben im Jenseits galt. Die *Ars moriendi* sollte vor allem auch ein möglichst gutes Bestehen beim Jüngsten Gericht ermöglichen. *Homo*

---

<sup>4</sup> Woraus letztlich die große Kunst des guten Sterbens lebt, hat sich Henri Nouwen (1932-1996), dem bekannten Lehrmeister in der Kunst des geistlichen Lebens, erschlossen, als er die Bekanntschaft einiger Trapezkünstler machte. In seinem Buch „Die Gabe der Vollendung. Mit dem Sterben leben“ berichtet er seiner Leserschaft davon, was er bei diesen Künstlern über die Kunst des guten Sterbens gelernt hat. (Henri J. M. Nouwen, Die Gabe der Vollendung. Mit dem Sterben leben, Freiburg: Herder 1994, S. 81 f.)

<sup>5</sup> Vgl. Erich Gutkind, Siderische Geburt. Seraphische Wanderung vom Tode der Welt zur Taufe der Tat, Berlin: Schuster und Loeffler 1914.

*viator et peregrinus*: bis in das Reformationszeitalter hinein blieb die christliche Auffassung vom Leben als einer Pilgerschaft auf dieser Welt erhalten. Die Renaissance brachte dann die große Wende zur (reinen) Diesseitigkeit; aber noch der bedeutende evangelische Liederdichter [Paul Gerhardt](#) (1607–1676) wusste um das christliche Lebensgefühl der zeitlosen Wanderschaft; der Mensch ist ein fremder Gast auf Erden:

Ich bin ein Gast auf Erden  
 Und hab hier keinen Stand;  
 Der Himmel soll mir werden,  
 Da ist mein Vaterland.  
 Hier reis ich bis zum Grabe;  
 Dort in der ewigen Ruh  
 Ist Gottes Gnadengabe;  
 Die schließt all Arbeit zu.

Noch klingt ein ähnliches Motiv in manchen Werken von [Johann Sebastian Bach](#) (1685-1750) an, am erschütterndsten wohl in seiner Kantate „[Actus tragicus](#)“ ([Tonaufnahme](#)), um dann in der Aufklärungszeit völlig zu verstummen und dem modernen Lebensgefühl Platz zu machen. Man mag die Entwicklung bedauern, muss aber doch einsehen, dass sich im Mittelalter alle Lebenskunst auf die Sterbekunst im eben beschriebenen Sinne konzentrierte, während heute das *Memento mori* und die Mahnung des Psalmisten „Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden“ (Psalm 90,12) verhalten, dafür aber das Leben im Hier und Jetzt wichtiger geworden ist als ein allfälliges Leben im Jenseits. Und wenn wir unser Leben als Aufgabe zur Selbstwerdung, zur Individuation verstehen, müssen wir sogar all unsere Kräfte auf das In-der-Welt-Sein richten, ganz unabhängig davon, ob wir an ein Jenseits glauben oder nicht. Wir müssen vor allem unser eigenes Leben „todernst“ nehmen, um den Tod „mit Ruhe, Vernunft und positiven Gefühlen als größte Gewissheit anzuerkennen“, wie dies der Prager Atheist und Marxist [Milan Machovec](#) meinte.

Ich habe bereits erwähnt, dass den Menschen von heute der Tod ganz besonders fremd geworden ist. Wie kommt das? Der fremde Tod mag wesentlich durch die großen sozialen und soziologischen Veränderungen seit dem vorindustriellen Zeitalter bedingt sein. Die noch bestehenden Unterschiede zwischen Stadt und Land bringen hierfür den Beweis. Das Ordnungsgefüge ist der modernen Industriegesellschaft verlorengegangen; es gibt fast nur noch auf dem Lande die großen Familien und das Dorf als Gemeinschaft, wo jeder das Leben des ändern überblickt, daran Anteil nimmt. Die Stadtkinder erleben nicht mehr wie ihre Altersgenossen auf dem bäuerlichen Hof Geburt und Sterben bei Mensch und Tier; sie haben buchstäblich keine Gelegenheit, mit dem Tod vertraut zu werden. Der Kranke, der Alte, der Sterbende sowieso – sie alle werden abgeschoben in Heime und Spitäler, und sogar in diesen erlebt der Sterbende die letzten Stunden oft als in einer Art Ghetto: er wird verbannt in ein Sterbezimmer oder auch in spezielle Sterbekliniken (Hospize). Damit sind die Bedeutung und die bewunderungswürdigen Pionierleistungen dieser Einrichtungen keineswegs geschmälert. Es erhebt sich nur die Frage, ob es denn unbedingt so weit kommen musste, dass das Sterben in eine derartige „Verbannung“ führt. Aber das Sterben zu Hause wird bei den mangelnden Pflegemöglichkeiten nicht nur immer schwieriger, es bleibt auch ganz bewusst unerwünscht, und die Entpersönlichung des Spitalbetriebes führt vor allem auch den Sterbenden in eine immer größere Isolierung.

Man stirbt heute diskret; dies zeigt sich besonders in den Bestattungsriten. Wer denkt noch an die Leichenbitterinnen und Klageweiber früherer Zeiten? Oder an die wohlgeordneten öffentlichen Trauerzüge des „Leids“? Die Beisetzung ist in der Regel zur privaten Angelegen-

heit geworden – je nach Sozialprestige des Verstorbenen – und die Friedhöfe werden immer mehr in die Peripherie verbannt, statt noch wie auf dem Lande neben der Kirche mitten im Dorf zu liegen.

Der Tod ist uns fremd geworden, und damit fehlt es uns mehr und mehr an der bewussten Einstellung zu ihm. Als Ideal gilt in unserer Zeit, sich gegenüber dem Tode eines geliebten Menschen so zu verhalten wie einst Jacqueline beim plötzlichen Tode ihres ersten Gatten [John F. Kennedy](#): wohl trauernd, aber würdig, beherrscht; eine lähmende Depression wäre unerwünscht und würde auch die Umgebung stets an den Tod erinnern. Vom Sterbenden selbst wird gewünscht, dass er möglichst lautlos, ohne Aufsehen und Last für andere abtritt. Wie merkwürdig, dass [Alexander Mitscherlich](#) in seinem Werk „Die Unfähigkeit zu trauern“ mit keinem Wort Sterben und Tod erwähnte. Sollte auch dies ein Zeichen für die Fremdheit und Verdrängung des Todes sein?

Man hat oft die [Vereinigten Staaten von Amerika](#) als das Land belächelt, wo die Verdrängung des Todes die absurdesten Formen annimmt. Man denke an das makabre Schminken Verstorbener, damit sie wie lebend aussehen und nichts an den Tod erinnert; man denke auch an die Tiefkühltruhen, in denen Tote bis zum Zeitpunkt ihres dereinstigen Auftauens konserviert werden: man will das Leben konservieren und den Tod nicht wahrhaben. Aber wir haben als Europäer keinerlei Grund zur Überheblichkeit, zeichnet sich doch in Amerika eine bedeutsame Wandlung ab. Ein zugleich beklemmendes und erlösendes Beispiel stellt der tapfere, aber auch außerordentlich ehrliche Bericht des Journalisten Stewart Alsop über sein eigenes Sterben dar.<sup>6</sup>

Nicht zu dieser Öffnung gegenüber dem eigenen Tod gehört jedoch die moderne [Sterbehilfe](#)-Bewegung, die von den angelsächsischen Ländern nun auch auf unseren Kontinent übergegriffen hat. Oft sind es charakteristische junge Menschen, welche für die testamentarische Verfügung eines „Gnadentodes“ oder „mercy killing“ in bestimmten Situationen plädieren. Man hat hier den Eindruck, dass es sich in erster Linie um eine Absicherung gegen künftiges Leid handelt. Bei allem Verständnis gegenüber Grenzkonflikten, da vielleicht ein Arzt einem leidenden *Moriturus* aus tiefstem Mitleid nicht mehr anders zu helfen weiß als mit einer „erlösenden“ Spritze, frage ich mich, ob der in einer Erklärung festgehaltene Wunsch nach aktiver Sterbehilfe bzw. ärztlich assistiertem Suizid schon auf Jahre zum Voraus wirklich so sehr der Menschenwürde entspricht, wie es die Initianten wahrhaben wollen.

Ist Angst die *primäre* Reaktion auf die Gewissheit des (eigenen) Todes, so stellen Verdrängung, Beiseiteschieben und Neutralisieren *sekundäre* Erscheinungen dar. Es muss nun aber die Frage des richtigen Akzeptierens und Integrierens nochmals gestellt werden, nachdem ich sie vorhin bereits kurz angeschnitten habe. Damit verbunden ist die Frage, ob es eine Freiheit vor dem Tode gibt bzw. geben kann.

### c) Einwilligung in den Ganztod – Freiheit zum Tode oder Freiheit vor dem Tode

Bedeutet der Tod nur den Untergang des Körpers oder etwa auch der Geist-Seele? Wie könnte es dann noch eine Unsterblichkeit (der Geist-Seele) geben? Und andererseits, wenn mit allen Molekülen unseres Leibes auch die Geist-Seele vollständig aufgelöst wird, wie ist dann – am Ende der Zeit – die Auferstehung eines neuen, mit dem alten Menschen aber doch wesentlich verbundenen Menschen möglich? Denn was würde für uns die Auferstehung eines Menschen bedeuten, der keinerlei Verbindung mit dem Selbst hätte – wäre dies nicht eine von uns völlig unabhängige Neuschöpfung?<sup>7</sup>

Naturwissenschaftlich gesehen drängt sich als einziges akzeptables Todesverständnis dasjenige des Ganztodes oder des absoluten Todes auf.<sup>8</sup> Denn mit dem [Hirntod](#) wird unweigerlich der biologische Tod jedes Organes eingeleitet und der ganze Körper in die Katastrophe mit hineingerissen. Mit dem Hirntod scheint jede seelisch-geistige Funktion total zu erlöschen;

<sup>6</sup> Stewart Alsop, Stay of Execution (Die aufgeschobene Exekution), New York: Lippincott 1974.

<sup>7</sup> Vgl. dazu: Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), Schreiben der Kongregation für die Glaubenslehre zu einigen Fragen der Eschatologie, Bonn, 17. Mai 1979.

<sup>8</sup> Vgl. dazu: Wolfgang Vorländer, „Nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden“. Zur theologischen Relevanz des leeren Grabes im Kontext von Eschatologie und Neurobiologie, [Deutsches Pfarrerberblatt 4/2011](#).

jedenfalls wird es höchst unwahrscheinlich, dass psychische Aktivitäten nach dem Tode noch in ähnlicher Weise vollzogen werden können wie zuvor.

Auch in der modernen (vor allem protestantischen) Theologie gibt es eine verbreitete Richtung, welche die These vom absoluten Tode vertritt. Wegweisend hierfür ist die Rückbesinnung auf das alttestamentliche wie auf das neutestamentliche Menschenverständnis. Das Denken der alten Hebräer ist, im Gegensatz zum griechischen, streng ganzheitsbezogen und kennt keine scharfe Aufteilung der Funktionen des Menschen.

Die Vorstellung von einer „Seele“ als eigener Wesenheit wird damit sowohl in der Psychologie wie in der Theologie unserer Tage zu einem Ärgernis. Die Psychologie postuliert, dass es abseits der erkennbaren physiologischen Funktionen auch keine psychischen Tätigkeiten geben könne. Die Theologie beruft sich auf das biblische Menschenverständnis, welches – von Ausnahmen abgesehen – eine „Seele“ nicht kenne. Folglich gebe es auch keine Seele, die den physischen Gesetzen des Vergehens und der Zersetzung nicht unterworfen wäre. Hinter der theologischen These vom absoluten Tod steht gewiss auch die Befürchtung, jede andere Auffassung könnte die Auferstehungshoffnung abschwächen.

Aber kann die naturwissenschaftliche Medizin, insbesondere die Physiologie, überhaupt beweisen, dass mit dem Tode wirklich alles aus sei? Davon kann nun gar keine Rede sein. Tatsächlich stellt sich sehr vieles von dem Geschehen im lebenden Körper als biochemischer Prozess dar. Es ist jedoch unzulässig, daraus zu schließen, das Ganze des lebendigen Geschehens sei biochemisch zu erfassen und zu interpretieren. Noch schlimmer wäre eine (keineswegs seltene) Definition der Metaphysik derart, als sei damit nur ein noch verbleibender und faktisch von Tag zu Tag kleiner werdender Rest eines noch nicht Erkannten gemeint. [Joachim Illies](#) hat darauf hingewiesen, dass sogar die moderne Gehirnforschung selbst die eigene Qualität (wenn auch nicht unabhängige Wesensart) unseres Bewusstseins oberhalb aller physiologischen Prozesse beweise. Auf die einschlägigen Forschungen des Australiers [Eccles](#) und des US-Amerikaners [Sperry](#) kann ich hier aus Zeitgründen nicht näher eingehen.

Was Eccles und Sperry erkannten, widerspiegelt eigentlich nur die Tatsache, dass Körper, Seele und Geist im menschlichen Leben zusammengehören und eine Einheit, ein Ganzes bilden, auf der andern Seite aber zweifellos riesige qualitative Unterschiede bestehen. Man hat daher schon von einer Hierarchie der Welten gesprochen, welche die physikalisch-chemische, die vegetative, animalische und psychisch-geistige Ebene umfasst. Das menschliche Leben vereinigt diese Ebenen oder Stufen in geheimnisvoller Weise zu einem Ganzen, so dass eine dualistische Metaphysik alter Prägung, wie sie in der Philosophie von [Descartes](#) ihre höchste Ausbildung fand und wie sie in letzter Konsequenz zu extrem materialistischen Deutungen führte, glücklicherweise längst überholt ist.

Die Tatsache der qualitativen Unterschiede darf aber andererseits nicht unterschlagen werden. Körper, Seele und Geist sind von völlig anderer Wesensart. Wenn sie im irdischen Leben die Einheit „Mensch“ bilden, ist damit längst nicht bewiesen, die Körper-Seele-Geist-Einheit müsse die einzige Form menschlicher Existenz sein, zumal auch, was eine etwa mögliche Existenz nach dem Tod betrifft. Es ist darum zu bedauern, wenn heute gelegentlich auch die Kirche in der Gefahr ist, diesen Fehlschluss zu ziehen.

Nicht einmal dies ist bewiesen, wie man es so oft hört, dass unser seelisch-geistiges Leben notwendigerweise stets an das materiell-nervöse Substrat gebunden sei. Gewiss weisen, wie wir gesehen haben, fast alle klinischen Beobachtungen darauf hin; doch gibt es auch bedenkenswerte Hinweise anderer Art. Etwas in unserer seelisch-geistigen Existenz kann offensichtlich die Gesetze von Raum und Zeit, damit aber auch der Materie, transzendieren, und



etwas in uns weiß sehr wohl, dass es dem Schicksal der Vergänglichkeit nicht unterworfen ist.

Ich möchte an dieser Stelle nur eines: vor Fehlschlüssen warnen. Der „absolute Tod“, das radikale Ende auch jedes Geistfunkens, welcher im Menschen lebt, erschien diesem schon immer als etwas Absurdes. Selbst wenn man viele Argumente und Teilwahrheiten ernst nimmt, muss man doch vor die These der modernen Theologie vom absoluten Tode ein Fragezeichen setzen. Von [Emil Brunner](#) stammt das Diktum, es sei nicht etwa *schwer*, wahrhaft als Mensch zu sterben, sondern im exakten Sinne des Wortes *unmöglich*. „Leicht“ (und doch wahrhaft?) sterben kann man wohl nur, wenn man den Tod in irgendeiner Weise verharmlost, sei es im naturalistischen Sinne – die Selbstverständlichkeit des Nichtmehrseins –, sei es im idealistischen Sinne – die Selbstverständlichkeit des Fortlebens im Jenseits. Mit letzterer meine ich die Annahme, unsere Geistseele trenne sich im Tod ganz selbstverständlich vom Körper und lebe unverändert weiter. Die These vom absoluten Tod hat nämlich insofern recht, als der Tod ein Feuermeer ist, in welchem alles umgewandelt wird. So stellt sich die Frage, wie ich meinen Tod – als menschlichen Tod – akzeptieren kann, ohne ihm gegenüber zu verzweifeln, ja ohne wahnsinnig zu werden?

Der Philosoph [Martin Heidegger](#) gab zur Antwort: Die Sterblichkeit des Menschen ist ein Kennzeichen seiner Existenz, und sie ruft als Grundbefindlichkeit die Angst hervor. Das In-der-Welt-Sein ist ein Sein zum Tode, dieses jedoch wesenhaft Angst. Die Angst gilt es auszuhalten; man darf weder vor ihr fliehen noch sie in feige Furcht verkehren. Dies ist die „ihrer selbst gewisse und sich ängstigende Freiheit zum Tode“.

Doch wer kann den Tod auf diese Weise akzeptieren; wer kann solche Freiheit gewinnen? Wird hier nicht eine Moral, nämlich den Mut zur Angst vor dem Tode, vorausgesetzt, zu welcher die wenigsten fähig sein dürften? Wer kann so dem Tode in das wirklich abgrundtiefe, schreckliche Auge blicken, zitternd vor Angst und seiner Angst gewiss und diese Angst mit einem (übermenschlichen) Mut aushalten? Ich will die Möglichkeit solcher Tapferkeit keineswegs ausschließen; jedoch es ist eine *Tapferkeit* zum Absurden und Trostlosen, und es ist auch eine *Freiheit* zum Absurden und Trostlosen.

Und wenn ich den Mut zur Angst vor dem Absurden und Trostlosen nicht aufbringe? Wenn ich an dieser Aufgabe zu zerbrechen drohe? Wenn ich aber dennoch weiß, dass ich diesem Tod nicht ausweichen kann, mich ihm ehrlich stellen soll, ohne ihm seine ungeheuerliche Schärfe durch Bagatellisieren oder Verdrängen zu nehmen? Soll ich dann resignieren, mit Zittern und Verzweiflung dem Strom meiner totalen Vernichtung entgegentreiben?

Ich erinnere noch einmal an 1. Korinther 15,53: „Dies Verwesliche muss anziehen die Unverweslichkeit, und dies Sterbliche muss anziehen die Unsterblichkeit.“ Unser Adam, der natürliche Mensch, damit vor allem unser stets um sich selbst kreisendes, sich selbst widerspiegelndes Ich muss sterben, gekreuzigt werden wie [Christus](#). Bin ich aber mit Christus gekreuzigt, dann „lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir“ (Galater 2,20). Nun, wenn unser alter Adam gestorben ist in Christus, hat das Verwesliche die Unverweslichkeit angezogen und die Sterblichkeit die Unsterblichkeit. Jetzt hören wir den mächtigen Triumphruf: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?“ (1. Korinther 15,54b-55).

Die ganze religiös-meditative östliche Tradition hat immer wieder eindringlich darauf hingewiesen, wie sehr der ich-verhaftete Mensch in seinem Kerker gefangen bleibt und erst durch den Tod seines vergänglichen Ich in die Unvergänglichkeit eintreten kann. Tod ist demnach die totale Nichtung unserer auf uns selbst bezogenen und um uns selbst kreisenden Existenz,

aber trotzdem, vielmehr gerade deswegen *keine Nichtung zum Nichts*; denn erst das ins Unendliche verlängerte Existieren unserer Ich-Beschränkung, als radikaler Gegensatz zur Offenheit gegenüber und zur Hingabe für das Umfassende, alles Überspannende wäre eine „Verewigung des Nichts“, wäre Verabsolutierung des Nichtigen. Nichtung unserer Beschränktheit und Eigensüchtigkeit, Nichtung des im „Fleische“ ein Scheinleben führenden Menschen ist eben auch Nichtung der Endlichkeit, Zeitlichkeit, Räumlichkeit und Unfreiheit als Gebundenheit an unser Ego. Nicht so wie ich bin – in keiner Weise in meiner jetzigen Ichheit – kann ich durch das Tor des Todes gehen und ein neuer Adam werden. Ein Tor zur Neugeburt ist damit der Tod, und die wahre Aufgabe unseres Lebens ist es, diesen Tod und diese Neugeburt immer wieder neu einzuüben.

Und jene entscheidende Stunde, vor der wir uns so sehr ängstigen? Wir wissen, dass dann alles Vergängliche sterben muss, auf dass nun auch wirklich alles neu wird, mag ich dies nun *Neugeburt im Geiste* oder *Auferstehung* nennen. Paradoxerweise führt mich erst die völlige, kompromisslose Aufgabe meiner selbst in die Ewigkeit.

Was ewiges Leben hat, entspricht nicht mehr meiner bisherigen Ichheit; es ist neuerschaffen und neugeboren. Insofern ist mein Tod ein absoluter.

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, bleibt es allein; wenn es aber erstirbt, bringt es viel Frucht. Wer sein Leben lieb hat, der wird's verlieren, und wer sein Leben auf dieser Welt hasst, der wird's erhalten zum ewigen Leben“ (Johannes 12,24-25).

Vielleicht ist auf diese Weise die wahre *Freiheit vor dem Tode* möglich. Es ist dann keine Freiheit der Todesverachtung und nicht eine solche der Todesbagatellisierung. Es ist eine Freiheit in Angst und Zittern, aber auch in der seligen Gewissheit, dass wir selbst in der dunkelsten Nacht der Vernichtung geborgen sind in Gott. Die Gewissheit, dass wir nicht in grenzenloser Vereinzelung den ewigen Tod erleiden; denn, wie [Luther](#) so schön sagt, „wo ... oder mit wem Gott redet, ... derselbe ist gewiss unsterblich. Die Person Gottes, der da redet, und das Wort Gottes zeigen, dass wir solche Kreaturen sind, mit denen Gott bis in Ewigkeit und unsterblicherweise reden wolle“<sup>9</sup>.

Kann ich auf diese Weise, vollkommen ehrlich, aber auch ohne übermenschlichen Heroismus, sondern eben menschlich die schreckliche Gestalt des Todes akzeptieren? Ich brauche deswegen meine Angst nicht zu verbergen. Hat nicht – wie tröstlich! – selbst Jesus in Gethsemane angesichts seines Todes bitterlich geweint und seinen Vater von Herzen darum gebeten, dass dieser Kelch vorbeigehen möge? Aber dann folgt jenes erschütternde und vielleicht wichtigste Gebet: „Doch nicht wie ich will, Vater, sondern wie du willst!“ Ob wir dazu in *unserer* Todesstunde wohl auch fähig sein werden?

Das Akzeptieren meiner Todesangst und meines Todesleidens in seiner unverfälschten, ehrlichen und in keiner Weise bagatellisierten Form muss uns äußerst skeptisch machen gegen jene aufkommenden Bestrebungen, für den Menschen nun auch noch ein Recht auf seinen selbstbestimmten Tod durchsetzen zu wollen. Gemeint ist damit vor allem die beruhigende Möglichkeit, im entscheidenden Augenblick, wenn sich beispielsweise die Waagschale zwischen Lust und Leid auf die unerwünschte Seite senkt, dem Treiben rechtzeitig und selbstverständlich völlig schmerzlos ein Ende bereiten zu können (sei es durch Getötetwerden im Auftrag, sei es durch einen Suizid, welcher möglichst wenig Autoaggression erfordert). Begründet wird das Ganze mit der nun endlich voll zu realisierenden Mündigkeit des Men-

---

<sup>9</sup> WA 43, 481, 32 ff.

schen, ausnahmslos über sein Leben und seinen Tod verfügen zu können. Ich bringe Verständnis auf für erlaubte Formen der Sterbehilfe in ganz bestimmten hoffnungslosen und qualvollen Notsituationen. Aber gegenüber den eben angeführten Emanzipationsbemühungen komme ich vom Verdacht nicht los, dass hier weder von Emanzipation noch von Freiheit die Rede sein kann, sondern von Angst und Abwehr des Leidens. Freiheit vor dem Tode ist nur durch Angst und Leiden möglich.

Angst und Leiden öffnen das Tor, führen uns paradoxerweise aus dem Schrecklichen ins Ewige. Man verstehe mich richtig: das Wissen um die Geborgenheit in Gott selbst in der dunkelsten Todesverzweiflung, unser Glaube an die Verheißung, dass Gott nie aufhören wird mit uns zu reden, am allerwenigsten dann, wenn alles schwarz um uns wird, all dies darf und kann nicht die Wahrheit unseres Todes schmälern; es darf und kann uns nicht vor der großen und uns tief ängstigenden Aufgabe befreien, unseren Tod zu akzeptieren. Der Glaube an die Verheißung, aber auch die Begegnung mit Gott schon im Hier und Jetzt, im religiösen oder mystisch-meditativen Erlebnis, kann unseren Tod nicht entschärfen, wohl aber, so hoffe ich, uns stark und getrost machen: die Wahrheit vom Tode ist letztlich auch nur eine relative Wahrheit, insofern und weil Gott uns in alle Ewigkeit bei sich haben will.

## 2. Menschlicher Sieg über den Tod?

### a) Der Tantaloswunsch der Menschheit und die moderne Medizin

Aufschlussreich ist in der griechischen Mythologie die Tantalos-Sage: [Tantalos](#), ein Sohn des Zeus, war außerordentlich reich und berühmt, ein Liebling und vertrauter Freund der Götter. Als er schließlich Tischgenosse der Götter wurde, begann er in seinem Hochmut zu freveln; so stahl er von der Tafel [Ambrosia](#), die Speise, welcher die Götter ihre Unsterblichkeit verdanken<sup>10</sup>, und wollte sie unter seine irdischen Genossen verteilen. Zur Bestrafung stießen ihn die Götter in die Unterwelt und ließen ihn dort auf ewige Zeiten Hunger und Durst grausam erleiden; er stand in einem klaren See und konnte trotz brennenden Durstes den so nahen Trank niemals erreichen; hinter ihm befanden sich herrliche Fruchtbäume, doch die Zweige mit den saftigen Birnen, Äpfeln und Feigen wichen jedes Mal zurück, sobald er hinauflangte; seine dreifache Qual gipfelte in beständiger Todesangst, da ein großer Felsen über ihm schwebte und auf ihn herabzustürzen drohte.

Wir begegnen immer wieder der menschlichen [Hybris](#), dem Frevel des Arztes (siehe auch das Märchen vom [Gevatter Tod](#)), welcher seine Einmischung in die Naturgesetze nicht nur dazu benutzt, um Kranke, die ohne seine Hilfe sterben müssten, wieder gesund zu machen oder wenigstens noch für eine Weile am Leben zu erhalten, sondern dem Tod sogar grundsätzlich sein Recht streitig zu machen. Solcher Missbrauch ärztlicher Macht (und Machbarkeit) wurde offenbar stets als strafbringender Übermut empfunden; erst die moderne Gesellschaft treibt auf eine manchmal sehr unbekümmerte Weise die Mediziner geradezu an, den Tantalos-Frevel zu wiederholen. Ebenso selbstverständlich glaubt man in einer entmythologisierten Zeit jeglicher Bestrafung der Hybris zu entkommen, ja man erkennt diese nicht einmal als solche. [Ivan Illich](#) malt ein beklemmendes Bild von der modernen „Tantalos-Priesterschaft“, die eine ständige Verbesserung der menschlichen Gesundheit durch die Medizin verspreche. Die Mitglieder dieser Zunft gäben sich als Schüler des heilenden [Asklepios](#) aus, während sie in Wirklichkeit mit Ambrosia hausierten. Gierig verlange es den Durchschnittsbürger nach diesem Ambrosia, das seine Gesundheit fördern und sein Leben verlängern solle. Dabei ist

---

<sup>10</sup> In der christlichen Kirche gilt das Abendmahl als „pharmakon athanasias“.

das Wissen um die alte Asklepios-Legende verlorengegangen<sup>11</sup>; man erkennt nur noch das Ideal des großen Heilers. Illich wird zum Propheten medizinischer [Nemesis](#): die modernen Götter würden sich auf ihre Weise rächen; denn das frevelhafte Überschreiten aller Grenzen kehre sich letztlich gegen uns selbst.

Ich überlasse es Ihnen, Bedeutung und Richtigkeit derartiger Warnungen abzuschätzen. In unserem Zusammenhang ist nur die Frage wichtig, ob medizinischer Hybris natürliche Grenzen gesetzt sind oder ob das Naturgesetz auch moderne Möglichkeiten des Jungbrunnens, der Konservierung des Lebens oder gar der Ambrosia-Speise zulässt.

## b) Individualität, Altern und Tod

Dank der medizinischen und technischen Fortschritte, aber auch dank der allgemeinen Verbesserung der Lebensbedingungen ist in den hochzivilisierten Ländern die durchschnittliche Lebenserwartung eines Neugeborenen von gut zwanzig Jahren in der Antike und gut dreißig Jahren im Mittelalter bis hin zur Neuzeit auf mehr als siebzig Jahre innerhalb weniger Jahrzehnte angestiegen.<sup>12</sup> Tatsächlich kann man aber von der Heilkunde bestenfalls erwarten, dass immer weniger Menschen an Krankheiten vorzeitig sterben und immer mehr die Höchstaltersgrenze erreichen. Freilich ist auch eine derartige Aussicht höchst ungewiss; denn die Bereitschaft des Menschen, aktiv etwas für seine Gesundheit zu tun, ist nicht überwältigend – eher erwartet man von der Medizin und Technik passiv das große Wunder, um es alsdann zu konsumieren. Wer sich schließlich mit den drohenden Zukunftsperspektiven wie Bevölkerungsexplosion, progressiver Verarmung an Nahrungsgütern und Energie, oder katastrophaler Zunahme der Umweltverschmutzung ernsthaft befasst, wird erst recht pessimistisch gestimmt. Wenn jetzt schon, ohne Einfrierung des Wachstums aller Art, Tod und Verderben über uns schweben, wenn wir jetzt schon an der Aufgabe, unsere Alten in die Gesellschaft zu integrieren, scheitern, mutet es nicht nur utopisch, sondern verantwortungslos an, ein [Methusalem](#)-Dasein oder gar physische Unsterblichkeit anzustreben. Es ist lächerlich, an der Unvermeidbarkeit und naturgemäßen Unentbehrlichkeit des Todes vorbeisehen zu wollen. Tod und Geburt, Fortpflanzung (Schöpfung) und Zerstörung bedingen einander gegenseitig. Es gibt nur eine vernunftgemäße Haltung, nämlich die Unausweichlichkeit des Todes für alle Zeiten zu akzeptieren; man kann diese Tatsache nicht ändern, ohne die Welt selbst aus den Angeln zu heben.

Damit ist der heutigen Medizin bei allen gebotenen Anstrengungen zur Vermeidung des vorzeitigen Todes auch der Auftrag gegeben, den Menschen dann, wenn die Zeit gekommen ist, in Würde sterben zu lassen und nicht in falschem Ehrgeiz und in falscher Überschätzung des biologischen Lebens das Sterben künstlich hinauszuzögern.

Mit solcher Einsicht ist freilich nicht das Ganze über den menschlichen Tod gesagt. Der Mensch hatte seit jeher die größte Mühe, die Wirklichkeit des Todes auf den engen Kreis seiner Naturgesetzlichkeit einzuschränken. Wenn die Frage nach physischer Unsterblichkeit auch negativ beantwortet werden muss, ist damit noch gar nichts über ein mögliches Danach gesagt, im Gegenteil, die Suche nach einer entsprechenden Antwort wird nur um so intensiver.

---

<sup>11</sup> Der weithin berühmte Arzt maßte sich eines Tages an, einen Toten aufzuerwecken; da bestrafte Zeus den Frevel und tötete Asklepios durch einen Blitz.

<sup>12</sup> Gegenwärtig liegt die durchschnittliche Lebenserwartung neugeborener Jungen bei 77,3 Jahren, neugeborener Mädchen bei 82,5 Jahren.

### 3. Leben nach dem Tode?

Die Unsterblichkeit ist eine Idee, welche sich dem menschlichen Geist immer wieder elementar aufgedrängt hat und immer wieder aufdrängen wird. Allein aus dem Vorhandensein der Idee diese selbst als bewiesen zu halten, geht nicht an, was in der Philosophiegeschichte spätestens seit Kant klar geworden ist. Weder die Naturwissenschaft, welche sich auf die empirische Erfahrung unserer fünf Sinne stützt, noch die Logik können uns Beweise zugunsten der Unsterblichkeit liefern. Freilich können sie das Gegenteil ebenso wenig beweisen, und es wirkt nach den Zeiten des strengen naturwissenschaftlichen Positivismus oder gar Materialismus besonders wohltuend, wenn man heute bei so berühmten Naturforschern wie [Adolf Portmann](#), [Pascual Jordan](#), [Walter Heitler](#) und vielen anderen eine erstaunliche Offenheit zum Transzendenten feststellen kann.

Wenn ich nun die Möglichkeit eines Lebens nach dem Tode kurz erörtere, so kann ich nicht mit Mitteln der Logik operieren. Die Naturwissenschaft kann weder eine Unsterblichkeit noch die Absolutheit des Todes beweisen; sie lässt uns lediglich die Unvermeidbarkeit des Todes als Zerstörung des lebendigen Körpers erkennen. Es bleiben für ein Fortleben nach dem Tode nur zwei Alternativen: entweder gibt es eine unzerstörbare, immaterielle Geistseele oder ein entsprechendes Prinzip, die beide den Tod überdauern, in persönlicher Form, auf unpersönliche Weise oder in Form der [Wiedergeburt](#); – oder aber Seele und Körper, also der ganze Mensch, wird in völlig neuer, „verklärter“ Weise wiederaufgebaut im Wunder der [Auferstehung](#).

Meine Absicht liegt darin, aus dem Innenleben und der inneren Erfahrung des Menschen Hinweise für ein Überdauern des Todes zu gewinnen. Mehr als Hinweise wird man nicht verlangen können, und bei ihnen kommt es überhaupt nicht darauf an, wie ein Danach beschaffen sein könnte. Die hier vorzutragenden Träume, Selbsterfahrungen Sterbender und Meditierender sind nicht unbedingt alltäglich; ihre Außerordentlichkeit muss den ernsthaft fragenden Menschen zu tiefem Nachdenken zwingen. Man macht es sich leicht und vereinfacht, wenn man in alldem nichts anderes sieht als den Ausdruck menschlichen Wunschdenkens; mit derselben Berechtigung könnte und kann man die gesamte psychische Energie des Menschen einschließlich ihrer höchsten geistigen und künstlerisch-schöpferischen Ausprägungen auf einen einzigen, den sexuellen Triebfaktor reduzieren. Aber die Erfahrungen sollen für sich selbst sprechen.

Zuvor halte ich es allerdings für notwendig, einige Blicke auf den Jenseitsglauben verschiedener Religionen und den Seelenmythos vor allem platonischer, aber auch altkirchlicher Prägung zu werfen. Vielleicht lassen sich hieraus *Einsichten* entnehmen, die zum Verständnis der danach geschilderten Träume und Erfahrungen sehr nützlich sind.

#### a) Der Jenseitsglaube

Der Jenseitsglaube der Menschheit wäre jetzt eigentlich in folgenden Bereichen abzuhandeln:

- bei den Naturvölkern
- in der altgriechischen Religion, bei Homer und in den Mysterienkulten
- in der assyrisch-babylonischen Religion
- bei den alten Hebräern
- bei den alten Ägyptern und im ägyptischen Totenbuch<sup>13</sup>

---

<sup>13</sup> Vgl. dazu: Eugen Drewermann, Ich steige hinab in die Barke der Sonne. Alt-Ägyptische Meditationen zu Tod und Auferstehung in bezug auf Joh. 20/21, Olten: Walter <sup>6</sup>1993.

- im Islam
- in altvedischer Zeit und in der indischen Reinkarnationslehre
- im Buddhismus und im Tibetanischen Totenbuch
- sowie im biblischen Glauben an die Auferstehung der Toten.

Das ist aus Zeitgründen nicht möglich. Nur so viel: Es gibt keine Religion, die behauptet, mit dem Tod des Menschen sei alles vernichtet; das Wissen um ein Danach, um ein Fortleben nach dem Tod gehört offenbar ganz wesentlich zu einer Religion, so verschieden dies im einzelnen nun auch aussehen mag.

In unserem Zusammenhang lohnt es sich vielleicht, einen kurzen *Vergleich zwischen dem ägyptischen und dem tibetanischen Totenbuch* anzustellen. Gemeinsam ist beiden, dass sich die erste Nachtodesphase durch das klare, reine Urlicht auszeichnet. Doch dann trennen sich offenbar die Wege. Das ägyptische Totenbuch gibt nun Anweisungen zum Fortleben nach dem Tode bis zur erstrebten Vereinigung mit Osiris und schließlich mit der Allgottheit; wir können zu Recht von einer *postmortalen Mystik* sprechen. Das tibetanische Totenbuch sucht Reinkarnationen zu verhindern oder diese, wenn sie unumgänglich sind, günstig zu beeinflussen. Man darf aber nicht vergessen, dass hier nicht nur eine Anweisung für die Verstorbenen, sondern ebenso sehr für die Lebendigen vorliegt; das tibetanische Totenbuch ist eine Meditationsanleitung *par excellence*, und das klare Urlicht nach dem Tode ist zugleich das Erleben der reinen, formlosen Wirklichkeit im Leben, in der meditativen Versenkung, in der Erfahrung des *mystischen Todes*. Es mag aber durchaus zutreffen, dass mystische Einweihungen ähnlicher Art auch im alten Ägypten gebräuchlich waren.

Eine weitere Einsicht: Die [Auferstehungshoffnung](#) ist keineswegs spezifisch christlich, wie man zunächst meinen möchte. Es ist sehr schwierig, die letzten Wurzeln des Auferstehungsglaubens bloßzulegen. Jedenfalls wissen wir heute, dass es auch neben und vor der jüdisch-christlichen und islamischen Eschatologie Vorstellungen von einer verklärten, ganzheitlichen, also auch den Körper miteinschließenden Existenz des Menschen nach dem Tode gab. Dies trifft vor allem für die Religion der alten Perser zu, die benannt wurde nach ihrem Stifter [Zarathustra](#).

Der Religion der Hebräer war der Gedanke an eine Auferstehung ursprünglich fremd, ebenso die Hoffnung auf Unsterblichkeit der Seele. Letztere wäre bei der monistischen Anthropologie im Alten Testament sowieso kaum denkbar gewesen. Wahrscheinlich unter persischem Einfluss änderte sich die Situation in der [Makkabäerzeit](#) grundlegend, und schließlich, um die Zeit Jesu, war zumindest bei den Pharisäern die Auffassung selbstverständlich, dass am Ende der Tage alle Toten auferweckt werden und das letzte Gericht zu bestehen haben.

Wenn auch die christliche Auferstehung nach ihrer Substanz nicht neu ist, stellt sie doch etwas Einmaliges in der Menschheitsgeschichte dar: diese Einmaligkeit ist ganz und gar begründet in der bezeugten und geglaubten Auferstehung des historischen Christus am dritten Tage nach seinem Tode. Das wirklich Einmalige, Neue und Erschütternde des christlichen Glaubens besteht im Mysterium des Lebens, des Kreuzestodes und der [Auferstehung Jesu](#), und von diesem Mysterium lebt die christliche Auferstehungshoffnung.

Das Besondere der Auferstehung unter den Vorstellungen von einem „ewigen Leben“ ist, dass nicht eine immaterielle Seele oder gar ein Schatten fortlebt, sondern die ganzheitliche, „fleischliche“ Existenz des Menschen. Freilich ist alles neu, verklärt: ein verklärter Leib, eine verklärte Seele, ein verklärter Mensch. Es ist darum auch müßig, darüber zu streiten, wie Gott aus den Gebeinen und den Überresten der von Würmern zerfressenen Leiche oder aus der Urnenasche den Körper des Verstorbenen wiederaufbauen kann; denn am jüngsten Tag

wird der Leib von Gott neu erschaffen, und es entsteht ein Mensch, der zwar auf geheimnisvolle Weise dasselbe Individuum ist wie der Verstorbene, aber in für uns unvorstellbarer, verklärter Form. Die Auferstandenen werden ganzheitliche Existenzen sein, insofern sie auch über einen Körper verfügen.

Voraussetzung für den Auferstehungsgedanken scheint daher ein ganzheitliches Menschenverständnis zu sein, das den Dualismus, die scharfe Trennung zwischen einer körperlichen und seelischen Wesenheit ablehnt (nicht jedoch die besonderen Betrachtungsweisen des einen Menschen: die psychologische und die biologisch-materielle oder die verschiedenen Wesensarten).

Zuletzt: Die *protestantische Theologie des 20. Jahrhunderts* hat jede Art von Unsterblichkeitslehre, besonders die griechisch-platonischen Ursprungs, scharf abgelehnt und postuliert einen unversöhnlichen Gegensatz zur christlichen Auferstehungshoffnung. Der Mensch sei als leib-seelische Einheit ganz und gar sterblich und in keiner Weise unsterblich. [Oscar Cullmann](#) bezeichnet die Rede von der Unsterblichkeit des Menschen als eines der größten Missverständnisse des Christentums. Vor Ostern kämen Karfreitag und Karsamstag; der Tod des Menschen sei ein absoluter Tod. Jede Vorstellung, es könnte eine Seele oder auch nur ein Seelenfunken dem Grab entrissen werden, schließe eine Auferstehung aus und umgekehrt. Die Auferstehung werde erst wahr unter der Voraussetzung des absoluten, radikalen Todes.

Es stimmt schon: Jede Berührung mit dem Numinosen, mit Gott, übersteigt Raum und Zeit, und wenn wir, wie wir hoffen, auch nach dem Tod in Gott geborgen sind, ja ihn überhaupt erst schauen von Angesicht zu Angesicht, verlieren alle Vorstellungen von Raum und Zeit mit unserem Tod ihren Sinn.

Sehen wir also im Tod das Feuer der großen Umwandlung, in dem alles Vergängliche verbrennt, ist er auch das Tor zur Ewigkeit und zum Sein in Gott. Wieso sollte eine solche Ewigkeitszuversicht, von der auch die mystischen Seher sprechen, in einem radikalen Gegensatz zur christlichen Auferstehungshoffnung stehen? Die Schwierigkeit mag im Missverständnis des Begriffes „Unsterblichkeit“ liegen, als ob etwa im Tod die Seele den Körper völlig unverändert und selbstverständlich fortlebend verließ.

Eine so verstandene christliche Ewigkeitshoffnung sollte uns genügen. Was kommen wird im zeitlosen Sein, ist sowieso unsagbar und kann höchstens bildhaft angedeutet werden. Es ist darum kaum bedauerlich, dass wir heute Mühe haben, uns in die teilweise recht bunten Jenseitsgemälde des christlichen Mittelalters hineinzudenken, die sich vor allem auf die Johannesapokalypse beziehen. Allerdings ist uns damit auch die Angst vor dem letzten Gericht und der ewigen Hölle, dem zweiten Tod (Offenbarung 20,12 ff.) verlorengegangen – ob dies eher zu bedauern ist?

In klarer und gerade darum so trostreicher Sprache berichtet die [Apokalypse](#), wie ein neuer Himmel und eine neue Erde geschaffen werden mit neuen, verklärten Menschen, den Auferstandenen:

„Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind verschwunden, und das Meer ist nicht mehr ... Und ich hörte eine laute Stimme vom Throne her sagen: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen; und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein und Gott selbst wird bei ihnen sein. Und er wird alle Tränen abwischen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, und kein Leid ...“ (Offb. Joh. 21,1-4).

[Himmel](#) ist, wenn wir schon diesen Begriff verwenden wollen, nichts anderes, nicht mehr und nicht weniger als eine Dimension des Göttlichen; Himmel ist die neuerschaffene Erde und der neuerschaffene Kosmos; Himmel ist die Ewigkeit, da wir Gott erkennen, wie Er ist:

„Denn wir sehen jetzt nur mittels eines Spiegels in rätselhafter Gestalt, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt ist mein Erkennen Stückwerk, dann aber werde ich völlig erkennen, wie ich auch völlig erkannt worden bin“ (1. Kor. 13,12-13).

Was ist das christliche Jenseits? Gott ist mein Jenseits, sagt [Karl Barth](#). Der christliche Glaube weiß um die Geborgenheit in Gott in Leben und Tod und gipfelt in der Hoffnung auf den ewigen Himmel. Himmel heißt, dass die Trennung des Menschen von Gott aufgehoben ist; mehr und Größeres kann man wohl von ihm nicht sagen. Erahnen, was dies heißt, vermag wohl nur der, dem die Gnade einer lebendigen Gotterfahrung in diesem Leben widerfährt.

b) „Weiß“ das Unbewusste von Tod und Jenseits?

Auch hier nur ein paar Andeutungen: Edgar Herzog<sup>14</sup> hat in seiner großen Materialsammlung gezeigt, dass Todesträume die ganze Skala menschlicher Einstellungen zum Tode widerspiegeln: von der Verdrängung und Flucht bis zur Integration und Reifung. Von neurotisch motivierten Tötungsträumen als Ausdruck von Tötungswünschen und unausgelebten Aggressionen oder Hassgefühlen ist natürlich ebenso abzusehen wie von Träumen, die im Grunde einen suizidalen Inhalt haben. Echte Todesträume zeichnen sich in der Regel dadurch aus, dass sie einen tiefen Eindruck beim Träumer hinterlassen und eine allgemeingültige, archetypische Symbolik aufweisen. Sehr oft offenbart sich der eigentliche Sinn und Inhalt des Traumes dem Träumer erst lange danach, wenn er immer wieder seinen spontanen Einfällen nachgeht.

Träume zeigen übrigens oft, dass unsere Seele in ihrem Unbewussten sehr wohl von ihrem Wege „weiß“, in die wahre Heimat, nach Hause zurückzukehren, wo sie geborgen ist im Ewigen und Gültigen. Das bestätigt auch die Jung-Mitarbeiterin [Marie-Louise von Franz](#) in ihrem Buch über die Träume Sterbender. Ihre These: Todesträume können als Botschaft ernst genommen werden, denn durch sie vermittelt uns die Seele Vertrauen in ein Weiterleben nach dem Tode.<sup>15</sup>

[Susan Bach](#)<sup>16</sup> hat in einer Monographie gezeigt, in welcher verblüffender Weise spontane Zeichnungen von schwerkranken Kindern spezifische Krankheiten in typischen Farben und Motiven widerspiegeln können; wie Herdprozesse, ihre Lokalisation und ihre Auswirkungen mit erstaunlicher Präzision aus den Zeichnungen erkennbar sind. Sogar schleichende Krankheitsvorgänge, etwa die Metastase eines Hirntumors in der Wirbelsäule, reflektieren sich im spontanen Malen, noch bevor sie mit den zur Verfügung stehenden diagnostischen Metho-

---

<sup>14</sup> Edgar Herzog, Psyche und Tod. Wandlungen des Todesbildes im Mythos und in den Träumen heutiger Menschen, Zürich: Rascher 1960.

<sup>15</sup> Marie-Louise von Franz, Traum und Tod. Was uns die Träume Sterbender sagen (1984), München: Knaur 1990; vgl. dazu auch: Helmut Hark, Träume vom Tod. Trauerarbeit und seelische Wandlung, Stuttgart: Kreuz 1987.

<sup>16</sup> Während mehr als 30 Jahren untersuchte die Londoner Psychotherapeutin Susan Bach mit einem Team von Ärzten und Pflegerinnen am Universitätsspital Zürich die psychosomatischen Hinweise im spontanen Bildmaterial schwerkranker Patienten, vor allem von Kindern mit Leukämie und anderen Krebserkrankungen. Sie entdeckte als erste, dass spontan gemalte Bilder die ganze Situation eines Individuums mit seiner Psyche und Soma abbilden und auf das Gestern, Heute und Morgen seines Lebensprozesses hinweisen können. Literatur: Susan Bach, Das Leben malt seine eigene Wahrheit. Über die Bedeutung spontaner Malereien schwerkranker Kinder. Einsiedeln: Daimon 1995.



den erfasst werden können. Daher kommt Susan Bach zum Ergebnis, dass diese Kinder tief in sich selbst nicht nur wissen, ob sie sich erholen werden, sondern auch wann ihr Leben vor dem Abschluss steht.

Natürlich ist damit die wirkliche Existenz eines „Danach“ nicht bewiesen. Und was wir allenfalls positiv erfahren, sind Bilder, Symbole für etwas Unaussprechliches, Transzendentes; nähere Skizzierungen eines „Wie“ des Jenseits dürfen wir nicht erwarten.<sup>17</sup>

Eine kausale Erklärung der Todesträume, Vorahnungen und spontanen Kinderzeichnungen ist unmöglich, ja das Wesen dieser Erscheinungen wird geradezu durch ihre Akausalität bestimmt. Trotzdem kann nicht geaugnet werden, dass eine Korrespondenz zur äußeren Realität durchaus vorhanden ist: wer beispielsweise Susan Bachs Forschungen näher studiert, kann unmöglich behaupten, das unerschütterliche und in seinen Details geradezu unheimliche, in den Spontanbildern reflektierte Vorauswissen des Unbewussten um Diagnose, Prognose und Lebensende entspreche nicht der Wahrheit oder sei ein bloßer Zufall. Diagnose und Prognose des körperlichen Leidens sind kausal erklärbar, nicht jedoch das entsprechende, synchronistische Wissen des Unbewussten; C. G. Jung hat darum solchen und ähnlichen Ereignissen mangels einer feststellbaren eine transzendente Ursache zugebilligt, was nichts anderes heißt, als dass die Kategorien von Raum, Zeit und Kausalität transzendiert werden. Dies aber, so sagt C. G. Jung, macht ein Fortleben nach dem Tode, eine zumindest relative Ewigkeit unserer Seele in hohem Maße wahrscheinlich.

### c) Selbsterfahrungen Sterbender<sup>18</sup>

So gewiss der Tod das Ende, den Abbruch alles Bisherigen, also dessen, was wir Leben nennen, bedeutet, so ungewiss ist, ob er nicht andererseits einen Neubeginn, die Geburt in etwas ganz anderes darstellt. Wäre es nicht denkbar, dass der Tod – als Ende des Bisherigen – zugleich zum Anbruch und Einbruch völlig neuer Verhältnisse führt? Dafür spricht, wie wir gesehen haben, ein heimliches „Wissen“ unserer (unbewussten) Seele.

Wie sinnvoll ist es, den Sterbenden nach seinem Sterben zu befragen? Es hat sich gezeigt, dass wir den Sterbenden nicht über den Tod befragen können. Der Sterbende erlebt zwar das Näherkommen des Todes, diesen selbst aber noch nicht. Es ist jedoch möglich, ich denke sogar wahrscheinlich, dass der Sterbende sein Sterben nicht nur als Abbruch seiner Beziehungen und Verhältnisse erlebt – er muss sich lösen von allem, was ihm lieb, vertraut, zu eigen gewesen ist –, sondern auch als Einblick in etwas Neues, ganz anderes, wie wenn sich ein dichter Schleier sachte öffnete. Was sich sachte zu entschleiern beginnt, verleiht noch keine wirkliche Sicht auf das Kommende. Sterben ist immer noch Leben, wenn auch Leben, welches in ganz besonders aktualisierter Weise erfährt, wie sehr es immer vom Tod umfungen ist. Sterben könnte jedoch auch Leben sein, das in besonderer Weise von seiner Bestimmung zu einer neuen, zweiten Geburt, von seiner radikalen Neuwerdung weiß.

All dies gilt es zu bedenken, wenn man aus der psychologischen Beobachtung Aufschlüsse über ein allfälliges Sein nach dem Tode zu gewinnen versucht. Am Sterbebett des andern werden wir wichtige Auskunft über das innerseelische Erleben des Sterbens selbst erfahren, als Akt des Abschiednehmens, der Isolierung und des Eintrittes in die Verhältnislosigkeit.

<sup>17</sup> Vgl. dazu: Bernhard Lang/ Colleen McDannell, Der Himmel. Eine Kulturgeschichte des ewigen Lebens, Frankfurt: Suhrkamp 1990.

<sup>18</sup> Kritisch dazu: Mechthild Voss-Eiser, Sterbeerlebnisse – Todeserfahrung? Gedanken zum biblischen Todesverständnis vor dem Hintergrund der modernen Sterbeforschung, in: Wolfgang Scheiblich (Hrsg.), Abschied, Tod und Trauer in der sozialtherapeutischen Arbeit, Freiburg: Lambertus 1991, S. 71-93.

Schon dies ist bedeutsam genug, wenn wir den sterbenden Menschen wirklich verstehen, mit ihm in Kommunikation treten wollen als unerlässliche, leider aber viel zu oft unbeachtete Voraussetzung jeder Sterbehilfe im eigentlichen Sinne des Wortes.<sup>19</sup>

Und weiterhin gilt, dass auch die bestmögliche Kommunikation mit dem Sterbenden noch keinen Aufschluss gibt über *mein* Sterben. Wie mein Sterben, mein Tod sein wird, werde nur ich allein erfahren. Naturwissenschaftlich gesehen ist der Tod als Verenden und „Exitus“ zwar objektivier- und beschreibbar, ontologisch ist er jedoch, wie Heidegger sagt, durch Jemeinigkeit konstituiert: der Tod ist, sofern er „ist“, wesensgemäß je der meine. Das Sterben des andern kann sich im Mitsein und Dabeisein psychologisch verdeutlichen; aber die dadurch gemeinte Seinsweise – das Zu-Ende-Kommen – ist damit keineswegs erfasst.

Können Selbsterfahrungen Sterbender Hinweise sein für ein – wie auch immer beschaffenes – Danach? Mit großer Vorsicht glauben wir die Frage bejahen zu dürfen, wenn wir uns dessen bewusst sind, dass höchstens ein dichter Schleier sachte gehoben wird und die unverschleierte Wirklichkeit nur der eigenen Erfahrung dereinst offenbar wird. Es mag aber wichtig genug sein, wenn uns Hinweise dieser Art, in menschlicher Unvollkommenheit, zuteilwerden, wenn das „Letzte“, das im strikten Sinne unsagbar und transzendent bleiben muss, wenigstens erahnbar wird und wir uns solchen Ahnungen und Hinweisen öffnen.

Man möchte annehmen, dass Menschen, die im üblichen klinischen Sinne bereits aufgegeben waren und unerwartet ins Leben zurückgerufen wurden, aufschlussreichere Berichte mitteilen können. Es ist ja bemerkenswert genug, dass heute Möglichkeiten der Reanimation bestehen: der Ertrunkene, Verschüttete, Hirnverletzte, Erfrorene, aber auch der bei Lungenembolie oder Herzinfarkt einem plötzlichen Herzstillstand Erliegende, sie alle mussten nach den älteren klinischen Kriterien als unwiderruflich tot gelten, war doch der scheinbar definitive Atem- und Herzkreislaufstillstand eingetreten. Die modernen Wiederbelebungsmaßnahmen können, wenn die Hilfe früh und wirksam genug einsetzt und das Gehirn in seiner Gesamtheit noch keinen irreversiblen Funktionsverlust erlitten hat, den Eintritt des Todes aufschieben und dem Betroffenen das Leben nochmals schenken. Kein Mensch ist wohl dem Limes, von dem es kein Zurück mehr gibt, je so nahe gewesen wie derjenige, der auf diese Weise zurückgeholt wurde. Und da er, wenn alles gut abläuft, später wieder voll kommunikationsfähig ist, wären theoretisch die Voraussetzungen erfüllt, um von einer authentischen Sterbenerfahrung zu hören.

Obwohl immer mehr Menschen wiederbelebt werden, haben die wenigsten von ihnen eine Erinnerung an den Zustand, den man nach den älteren klinischen Kriterien als „beinahe tot“ bezeichnen muss. Aus der mangelnden Erinnerungsfähigkeit allein darf man aber nicht auf die Nichtexistenz entsprechender Erfahrungen schließen, hat man doch neuerdings entdeckt, dass es selbst im Zustand des bisher als traumlos aufgefassten Tiefschlafes ein traumhaftes Erleben gibt, an das wir uns unter normalen Umständen niemals erinnern. Der deutsche Psychotherapeut [Eckhart Wiesenhütter](#)<sup>20</sup> ist sogar der Meinung, derartige Sterbeerlebnisse könnten viel häufiger gefunden werden, als man zunächst denke; sie stellten keine

---

<sup>19</sup> Vgl. dazu die wegweisenden Veröffentlichungen von Monika Renz: *Hinübergehen. Was beim Sterben geschieht. Annäherungen an letzte Wahrheiten unseres Lebens*, Freiburg: Kreuz <sup>2</sup>2011; *Zeugnisse Sterbender. Todesnähe als Wandlung und letzte Reife*, Paderborn: Junfermann 2005.

<sup>20</sup> Eckart Wiesenhütter, *Blick nach drüben. Selbsterfahrungen im Sterben*, Gütersloh: Gerd Mohn <sup>4</sup>1977.

Ausnahmen dar, sondern würden als „typisch“ erscheinen, wenn es nur gelänge, die Betroffenen zu veranlassen, dass sie ihr Erleben mitteilen.<sup>21</sup>

Vor 75 Jahren hat [Georges Barbarin](#)<sup>22</sup> in sehr sorgfältiger Weise *Fälle* aus der Weltliteratur gesammelt, da Menschen zu ertrinken drohten, reißenden Raubtieren im letzten Moment entrissen werden konnten, von einem Absturz im Gebirge lebend davonkamen usw. Wir erfahren, dass der Mensch trotz dem drohenden Tod keinerlei Angst kennt und Schmerzen erst dann verspürt, wenn er sich seiner Rettung bewusst wird. Manchmal sind es sogar ausgesprochen angenehme Gefühle, welche die scheinbar letzten Momente des Lebens begleiten; man hört davon, dass die Angst beim Ertrinken einer wohligen, „zufriedenen“ Regungslosigkeit weicht, einem „sanften Schaukeln“ oder einem „süßen Schwindel unter dem Eindruck einer orangeähnlichen Farbe“. Was wir hier erfahren, deckt sich mit der Beobachtung am Sterbebett, dass die Kranken ihre Angst, aber auch die Schmerzen um so mehr verlieren, je mehr das Ende heranrückt, und dass sie im Gegenteil oft heiter oder euphorisch werden.

Was hier gegenüber den bisherigen Beispielen entscheidend dazukommt, ist einmal die Tatsache, dass der den Klauen des Todes entrissene Mensch fortan jede Todesangst verloren hat, zum andern, dass er das Zurück ins Leben wenigstens in der ersten Zeit als schmerzvoll empfunden hat; bezeichnenderweise kam ihm nicht das Sterben, sondern das Wiederleben als schlechter Traum vor. Dass es sich hier nicht um ein Einzelgeschehnis, möglicherweise sogar um einen Zufall handelte, belegt Wiesenhütter an zahlreichen anderen Fällen. So entschloss sich eines Tages einer seiner Mitstudenten, der bisher als recht verschlossen und humorlos gegolten hatte, sein entscheidendes Erlebnis zu erzählen. Er war Metzgergeselle gewesen und hatte in seiner Freizeit sehr viel Sport getrieben, vor allem Schwimmen. Als er wieder einmal mehrere Kilometer in der Oder zurückgelegt hatte, erfasste ihn mitten im Strom ein Krampf. Statt sich noch rechtzeitig an das Ufer zu retten, wollte er aushalten, ging aber dann, in vollem Bewusstsein, sterben zu müssen, steif wie ein Brett unter. Panische Angst ergriff ihn, als ihn das Wasser abwürgte. Aber plötzlich sei es vorbei gewesen: weder Leiden, noch Angst, nur noch herrliche Befreiung. Wider Erwarten wurde er auf ihm unbekannte Art gerettet und zum Leben gebracht; doch er empfand das ihm wiedergeschenkte Leben als unwirklich und deprimierend, obwohl er keineswegs ein Weltschmerzler gewesen war. Nur allmählich konnte er sich wieder mit seinem Dasein abfinden und begann zum ersten Mal über Fragen nach Leben und Tod nachzudenken. In Abendkursen holte er das Abitur nach und studierte Medizin.

Er und ein anderer Bekannter von Wiesenhütter, der dasselbe erlebt hatte, waren sich darin einig, dass sie wieder ertrinken wollten, sollten sie eine Todesart wählen können. Außerordentlich aufschlussreich ist, dass beide ihre früher große Angst vor dem Tod verloren hatten und dafür so etwas wie eine stille Sehnsucht als Rückerinnerung an das Sterbeerleben kannten. Wer dem Tod kurz vor dessen letztem Zugriff entrissen wird, hat nicht nur jede Angst

---

<sup>21</sup> Über Nahtod-Erfahrungen berichten neuerdings: Flensburger Hefte (Hrsg.), *Nah-Todeserfahrungen. Rückkehr zum Leben*, Flensburger Hefte 51, IV/1995; Hubert Knoblauch (Hrsg.), *Berichte aus dem Jenseits. Mythos und Realität der Nahtod-Erfahrung*, Freiburg: Herder 1999; Volker Läßle/ Kurt W. Schmidt (Hrsg.), „Dem Tode so nah ...“ – Wenn die Seele den Körper verlässt. *Nahtoderfahrungen und Out-of-Body-Experience* (Arnoldshainer Texte, Band 135), Frankfurt: Haag + Herchen 2005; Jörgen Bruhn, *Blicke hinter den Horizont. Nahtoderlebnisse: Deutung – Bedeutung*, Hamburg: Alsterverlag <sup>2</sup>2009; Jeffrey Long mit Paul Perry, *Beweise für ein Leben nach dem Tod. Die umfassende Dokumentation von Nahtoderfahrungen aus der ganzen Welt*, München: Goldmann <sup>3</sup>2010; Günter Ewald, *Auf den Spuren der Nahtoderfahrungen. Gibt es eine unsterbliche Seele?* Kevelaer: Butzon & Bercker 2011.

<sup>22</sup> Georges Barbarin, *Der Tod als Freund*, Stuttgart: DVA 1938.

vor ihm zeitlebens verloren, sondern erlebt künftighin eine eigenartige Relativierung seines Lebens und eine manchmal schwermütige Sehnsucht zum beinahe verwirklichten ganz Anderen: es ist, wie wenn in der Sterbeerfahrung ein Unbedingtes, Größeres und unaussprechbar Seliges greifbar nahe gekommen wäre.<sup>23</sup>

Der Tod ist der Abbruch unserer Beziehungen; er ist die totale Beziehungslosigkeit – davon sind wir bisher ausgegangen. Mit Gewissheit können wir aber nur sagen, dass er das Ende aller *diesseitigen*, irdischen, lebensimmanenten Beziehungen darstellt. Der Mensch muss, als Kreatur in der Zeitlichkeit, sterben, und zwar total. Mit dem Menschen stirbt alles, was er war, sein Leib und seine Seele. Aber so unerbittlich diese Wahrheit über unseren Tod ist, so unentschieden bleibt, ob im Tod nicht auch etwas ganz anderes geschieht, der Einbruch eines Unbedingten, Absoluten, Transzendenten.

Wenn das zutrifft, worauf vieles hinweist, darf freilich nicht angenommen werden, es sterbe eigentlich nur der Körper und die Seele bleibe im Tode unversehrt. Ein derartiges „Fortleben nach dem Tode“ müsste eine naturwissenschaftliche Absurdität darstellen. Wenn etwas in uns sich im Tode dem entgegenkommenden Ganz-Anderen ergeben kann oder von ihm total umfassen wird, wenn dieses Ganz-Andere nicht das totale Nichts, sondern ein in seiner Unbedingtheit nicht beschreibbares totales Sein ist, dann kann das „etwas in uns“ nicht ungeboren bleiben. So wie wir jetzt sind, werden wir nach dem Tode nicht sein. Alles wird völlig neu werden. Ein ewiges Sein der „Seele“ ist nur denkbar, wenn sie durch das Feuer des Todes umgeschmiedet wurde.

Der Tod ist die Vernichtung des bisherigen, gewiss. Er ist aber auch die Vernichtung dessen, was räumlich und zeitlich, materiell und individuell begrenzt ist. Der Tod nicht nur der große Zerstörer, sondern der große Umwandler – das ist unsere Hoffnung, vielleicht unsere Gewissheit. Wenn dem so ist, kann kaum mehr davon gesprochen werden, dass der Tod uns zur radikalen endgültigen Beziehungslosigkeit verurteilt. Vielmehr ist er dann der Mittler zu einem ganz anderen, viel bedeutsameren Verhältnis: wir sind – endlich – geborgen. Denn dies will der Tod von uns: Stirb Mensch, und werde in deinem Sterben ein wirkliches Kind deines Schöpfers.

#### d) Der Initiationstod

Die Selbsterfahrungen Sterbender lassen also ebenso wie das „Wissen“ des Unbewussten, dem wir in Todesträumen und spontanen Kinderzeichnungen begegnet sind, vermuten, dass der Tod des Menschen zwar das Zu-Ende-Sein alles bisherigen bedeutet – insofern ist der Tod als Tod und Nichtmehrsein ernst zu nehmen –, aber zugleich das Tor zu etwas Neuem darstellt. Das Alte muss sterben, damit sich eine neue Geburt ereignen kann. Damit ist der Tod, wie wir schon früher erwähnten, die besondere und radikale Manifestation seiner eigenen Lebensimmanenz, des stetigen „Stirb und werde“. Mehr noch: seine eigentliche Bedeutung schimmert erst dort durch, wo das beschränkte, egozentrische Leben in einem Akt der Hingabe geopfert wird an die ewige Macht, die uns erschaffen hat; durch eben diese Hingabe wird die Pforte zum ewigen Leben geöffnet. Der Tod ist die totale Nichtung unserer auf uns selbst bezogenen und um uns selbst kreisenden Existenz, damit jedoch eine Nichtung dessen, was unsere Beschränktheit und Vergänglichkeit ausmacht, damit alles neu werden kann.

*Memento mori* – gedenke deines Todes! Richtig verstanden heißt das nicht, wir sollten ständig an die makabre Düsternis unserer Vergänglichkeit und künftigen Verwesung denken, um

<sup>23</sup> Vgl. dazu: Michael Schröter-Kunhardt, Das Jenseits in uns, in: „Psychologie heute“, Heft 6/1993, S. 64-69

schließlich daran zu verzweifeln. *Memento mori* heißt, sich dessen bewusst sein, dass der Tod eine enge Pforte ist<sup>24</sup>, durch die wir hindurch müssen, um zur Ewigkeit zu gelangen. Sehen wir dem Tod ins Auge, müssen wir sein wahres Gesicht erkennen, das Gesicht des Zerstörers und großen Erneuerers. In Demut, Offenheit und Vertrauen diesem Geheimnis entgegenzureifen, das ist sinnvolles *Memento mori*.

Man kann den so verstandenen Tod als eine Initiation in das Jenseits-des-Todes bezeichnen, wenn wir unter ersterer in einem allgemeinen Sinne die Aufnahme eines Neulings in etwas Neues, anderes verstehen. Die Frage ist nur, wieweit uns heute ein derartiges Todesverständnis noch möglich ist, das dem christlichen *homo viator*, dem Pilger selbstverständlich war. Besonders im Frühmittelalter erfuhr man die christliche Taufe viel mehr als Initiation, was uns leider fast völlig verloren gegangen ist. Aber auch in der Tradition der meisten „Naturvölker“ und in der Religionsgeschichte der Antike findet man sehr reichlich Material von Riten und Mythen, die vom immer gleichen Grundschema des Opfers, des Todes und der Auferstehung oder der Wiedergeburt berichten.

Die Gegenwart pflegt in aufklärerischem Stolz an diesen Wahrheiten achtlos vorbeizugehen, doch erscheinen analoge Motive und Symbole immer wieder in unseren Träumen: sie sind demnach im Unbewussten teilweise erhalten geblieben. Unsere *Ratio* will uns zwar daran hindern, sie ernst zu nehmen. Demgegenüber möchte ich nun versuchen, zu zeigen, wie wichtig für uns ein richtiges Verstehen der Initiationssymbolik und ein Hineinwachsen in das Wesen des Initiationstodes ist; diese Bedeutung wird entscheidend für uns, wenn wir – als unerlässliche Voraussetzung für die Sinngebung unseres Daseins – den Tod in das Leben integrieren wollen.

Die [Initiation](#), wie wir sie aus der Kultur- und Religionsgeschichte kennen, besteht praktisch aus Riten und mündlichen Belehrungen. Wesensmäßig bedeutet sie eine Änderung in der Daseinsstruktur des Menschen: er wird ein anderer. Etwas muss sterben, damit ein neuer Mensch auferstehen kann. Am besten kann dies gezeigt werden am Beispiel der Pubertätsinitiation. Die Pubertät ist die Zeit der großen Wende nach innen und der ganz bewussten Entdeckung des eigenen Ich. Als solche gleicht sie einer zweiten Geburt, ist schmerzlich und faszinierend zugleich. Verloren geht die Geborgenheit in der behüteten, kindlichen Welt; verloren gehen die ursprüngliche Naivität, Unwissenheit und Einfachheit. Indem all dies stirbt, wird das Neue, andere möglich, das Leben in voller Ich-Bewusstheit und Eigenverantwortung. Zu Tode betrübt in der Isolation seines Sterbens, himmelhoch jauchzend, aus allen Angeln gehoben im Rausche der fast unbegrenzt scheinenden Entfaltung, so erlebt der Jugendliche seine Umwandlung.

Der Bruch mit der kindlichen Welt wird am wirksamsten und eindrucksvollsten in Stammesgemeinschaften durch den Pubertäts-Initiationsritus gelöst. Der Novize stirbt einen symboli-

---

<sup>24</sup> Martin Luther hat 1519 in seinem Sermon von der Bereitung zum Sterben geschrieben: „Es geht hier zu, wie wenn ein Kind aus der kleinen Wohnung in seiner Mutter Leib mit Gefahr und Ängsten geboren wird in diesen weiten Himmel und Erde, das ist in unsere Welt: ebenso geht der Mensch durch die enge Pforte des Todes aus diesem Leben. Und obwohl der Himmel und die Welt, darin wir jetzt leben, als groß und weit angesehen werden, so ist es doch alles gegen den zukünftigen Himmel so viel enger und kleiner, wie es der Mutter Leib gegen diesen Himmel ist. Darum heißt der lieben Heiligen Sterben eine neue Geburt, und ihre Feste nennt man lateinisch Natale, Tag ihrer Geburt. Aber der enge Gang des Todes macht, dass uns dies Leben weit und jenes enge dünkt. Darum muss man das glauben und an der leiblichen Geburt eines Kindes lernen, wie Christus sagt: ‚Ein Weib, wenn es gebiert, so leidet es Angst. Wenn sie aber genesen ist, so gedenkt sie der Angst nimmer, dieweil ein Mensch geboren ist von ihr in die Welt‘ (Joh. 16,21). So muss man sich auch im Sterben auf die Angst gefasst machen und wissen, dass danach ein großer Raum und Freude sein wird.“ (Insel-Lutherausgabe, Band 2, S. 16 f.)

schen Tod, um auf einer neuen Lebensstufe wiedergeboren zu werden. Der rumänische Religionshistoriker [Mircea Eliade](#), dem wir ein grundlegendes Werk über die Initiationsriten verdanken, hat besonders darauf hingewiesen, dass die Knaben in der Initiation aus ihrer glücklichen, kindlichen Unbewusstheit plötzlich herausgerissen werden, um zu erfahren, jetzt werde die Gottheit sie töten. Diese Tötung symbolisiert den Bruch zwischen der profanen, kindlichen Daseinsform und einer neuen, welche sich nicht nur durch Zugehörigkeit zu den Erwachsenen und eigene Verantwortung auszeichnet, sondern vor allem auch durch die Teilhabe am geistigen Leben und am Sakralen.

Der religiöse Charakter der Initiation wird außerordentlich ernst genommen, ganz im Gegensatz zur weitgehenden konventionalisierten christlichen Pubertätsinitiation, etwa in Form der protestantischen [Konfirmation](#). Eliade vergleicht die Initiation bei den sogenannten primitiven Religionsgemeinschaften mit dem Sterben des „natürlichen Menschen“ und der Einführung des Novizen in die „Kultur“. Dabei muss man sich aber dessen bewusst sein, dass „Kultur“ für den archaischen Menschen nicht ein menschliches Werk bedeutet, sondern eine Gabe der Götter, die dem Menschen die Teilhabe an der übernatürlichen, schöpferischen Energie vermittelt. Dies geht sehr deutlich aus der [Beschneidung](#) hervor, die ein weitverbreiteter Pubertätsritus nicht nur in Ozeanien, Australien und Afrika, sondern auch bei gewissen Völkerstämmen Nord- und Südamerikas ist. Die Beschneidung ist ein sehr schmerzhaftes, symbolisches Opfer, mehr noch: ein symbolischer Tod. Wesentlich ist, wie Eliade berichtet, dass sie in Australien und weiten Teilen Afrikas als von göttlichen Wesen, nicht von Menschen vollzogen aufgefasst wird. Übermenschliche Wesen sind aktiv gegenwärtig, was sich beispielsweise durch den Lärm der Schwirrhölzer oder die Verkleidung der Initiationsmeister als wilde, dämonische Tiere kundtut. Der Große Geist selbst führt die Operation aus, und dadurch wird die Beschneidung ein heiliger Akt der Tötung und des Wiedergeborenwerdens. Letzteres erweist sich etwa darin, dass die eben Beschnittenen mit denselben Leoparden- und Löwenfellen bekleidet werden wie die „dämonisch-numinosen“ Initiationsmeister: das Opfer aufersteht als ein Mensch, der sich der übernatürlichen, tötenden Macht angeglichen hat. ...

In der [Taufe](#) sterben wir dem alten Menschen und werden gleich Christus begraben, aber erleben auch die Auferstehung als neuer Mensch (Römer 6,1-11). Das Eintauchen in das Wasser bedeutet das Eingetauchtwerden und Verschwinden des alten Menschen, wie es Karl Barth in seiner berühmten Auslegung des Römerbriefes gesagt hat; derjenige, welcher das reinigende, tötende und neumachende Wasser verlässt, kann nicht mehr derselbe sein, der es betreten hat. Mit Christus sind wir begraben in der Taufe des Todes; im Wasser ersäuft der Mensch seine Sünde, wie es Luther drastisch ausgedrückt hat. Aber diese Todestaufe ist zugleich die große Wende zum neuen Menschen; aus dem Wasser ersteht der neue Mensch. So versteht es auch das [Zweite Vatikanische Konzil](#), wenn es in der Konstitution über die heilige Liturgie davon spricht, dass die Menschen durch die Taufe in das Pascha-Mysterium Christi eingeführt werden.

Freilich, obwohl der Christ in der Taufe als alter Adam stirbt, ist der Leib der Sünde dennoch nicht aufgehoben, ja [Paulus](#) ermahnt sogar im anschließenden Vers (Römer 6,12) seine Mitchristen, dass die Sünde nicht herrschen soll in unserem sterblichen Leib, so dass wir seinen Begierden gehorchen. Wir haben dieses Paradox hier nicht näher auszuführen; die Auslegung des jungen Luther im Sermon über das Taufsakrament möge genügen: Das Sakrament der Taufe, das Eintauchen in das Wasser, ist bald geschehen; aber deren eigentliche Bedeutung, die geistliche Taufe, währt das ganze Leben, nämlich die „Ersäufung der Sünde“. Darum ist unser ganzes Leben nichts anderes als ein geistliches Taufen ohne Unterlass, bis in

den Tod. Mit der Taufe wird der Mensch zum Tode verurteilt; er wird mit Christus begraben, und all seine Sünden sollen sterben. Durch die Taufe wird des Menschen Leben zu einem „seliglichen Sterben“ bis ins Grab; denn die begonnene völlige Neuwerdung des getauften Christen wird nach dem physischen Tod durch Gott vollendet werden.

In der Taufe haben wir Christus angezogen; die Todestaufe hat zur Neuschöpfung und zum Einssein aller Christen in Jesus, dem Herrn, geführt (Galater 3,27-28). Allerdings leidet Paulus dennoch Geburtsschmerzen um seine Kinder, bis Christus in ihnen Gestalt gewinnt (Galater 4,19), und mahnt die Römer, den Herrn Jesus Christus anzuziehen (Römer 13,14). Es bleibt das großartige Bild der mystischen Einung durch den Tod, den der Christ in der Taufe als „Mitgekreuzigter“, dann aber auch als „Mitaufgestandener“ erleidet.

#### e) Der mystische Tod

Auch in der christlichen Mystik begegnet man – wie in anderen Religionen – dem Thema des mystischen Todes sehr häufig. Bei [Thomas von Aquin](#) heißt es:

„... nur der kann es empfangen, der sprechen kann: ‚Todesbangen hat gewählt meine Seele, und Sterben mein Gebein‘. Wer diesen Tod liebt, der mag Gott schauen; denn unbezweifelt ist es wahr, dass niemand Gott schauen kann und leben. So lasst uns denn sterben und eintreten in die Finsternis.“

Die Worte des „*doctor communis*“<sup>25</sup> der römisch-katholischen Kirche (so 1923 Papst [Pius XI.](#)) mögen hier genügen; sie könnten mit Leichtigkeit durch viele andere Beispiele, so besonders aus der spanischen Mystik, ergänzt werden. Das Reden von Sterben und Tod ist wohl zweideutig: einerseits enthält es die Sehnsucht nach dem leiblichen Tod als dem endgültigen Tore zum Leben in Gott; kaum anders kann etwa die extreme Strenge, die lautlose Friedhofsstille und das ständige „*Memento mori*“ in einem Trappistenkloster verstanden werden. Aber ebenso gewiss kann der Tod als mystischer Tod des egozentrischen Ich schon in dieser Welt erfahren werden: so lasst uns denn sterben und eintreten in die Finsternis – oder, mit den Worten [Johannes vom Kreuz](#), in die „dunkle Nacht der Seele“. Niemand kann zentriert auf sein Ego Gott wirklich schauen; aber nicht weniger gewiss ist, dass für denjenigen, der sein Ego, hingerissen von Sehnsucht, dem „ganz Anderen“ hingibt, die Zeit still steht: der Tod ist überwunden; nun erst beginnt das eigentliche Leben als ein Leben in der Ewigkeit.

Der mystische Tod zeigt noch einmal, worauf es im leiblichen Tod entscheidend ankommt: in diesem wird nämlich, mit dem Körper, das ichhafte Individuum vollständig vernichtet. Gerade dadurch aber wird der Weg frei für ein Leben, das ohne Leiden, zeitlos und bei Gott ist. Wenn wir, als Individuum, weiterleben, dann ist jedenfalls alles Vergängliche an uns ausnahmslos gestorben; in der Ewigkeit leben kann nur ein völlig anderes, selbstloses, neugeborenes „Ich“, das seine Heimat und Geborgenheit in Gott gefunden hat.

Der mystische Tod ist eine Ausnahmererscheinung bei besonders begnadeten Ausnahmemenschen. Ich möchte aber zeigen, dass ein wenig von dieser Erfahrung in unser ganz alltägliches Erleben hineinleuchten kann, sofern wir nur bereit sind, es wahrzunehmen. Sogar [Nietzsche](#) muss ein derartiges Erlebnis gehabt haben, wie sein früher erwähntes Gedicht „[Die Sonne sinkt](#)“ beweist. Die Sonne sinkt; aber des Todes goldene Heiterkeit kommt, das Glück, vor welchem alles, was je schwer war, in dunkle Vergessenheit sinkt. Müßig steht der Kahn; denn Wunsch und Hoffen sind ertrunken; „glatt liegt Seele und Meer“. Welcher Kahn ist zur absoluten Ruhe gelangt? Der Kahn des Wünschens und Hoffens, kurz des selbstbezo-

---

<sup>25</sup> Doctor communis = Lehrer der Gemeinschaft.

genen Ich. Nun herrscht „siebente Einsamkeit“, aber nicht als ein trauerumflortes oder wehmütiges Alleinsein, sondern als „süße Sicherheit“ und unendliche Wärme. „Silbern, leicht, ein Fisch, schwimmt nun mein Nachen hinaus ...“ Silbern, leicht, ein Fisch, ist der Kahn geworden, seit er das Ego zurückgelassen hat; hinausschwimmen kann er nun in die Ewigkeit.

Besonders oft treten derartige „Sternstunden des Lebens“, wie sie [Graf Dürckheim](#) genannt hat, bei Jugendlichen in der Pubertät auf. [Bruno Walter](#), der berühmte Dirigent, erzählt, wie sich bei ihm als heranwachsenden Knaben nicht selten eine gegenstandlose Versenktheit oder Entrücktheit eingestellt habe:

„... in der alle Räder, die der Sturzbach des äußeren oder inneren Erlebens, sonst so heftig zu drehen pflegte, wie ausgeschaltet anhielten oder stillstanden. – Noch erinnere ich mich, wie sich mir eine solche Stelle zum ersten Mal als schwermütige Ergriffenheit offenbarte, fühle noch, was ich damals empfand und sehe den Ort vor mir, an dem ich als etwa Zehn- oder Elfjähriger dies innere Erschauern erlebte ... Dort sehe ich mich stehen, überwältigt von tiefer Stille und, indem ich ihr lausche und dem leichten Wind, fühle ich, wie mir aus der Einsamkeit ein Unbekanntes, Mächtiges ans Herz greift ...“

Bemerkenswert erscheint mir, dass in den spontanen Transzendenzerfahrungen ebenso wie in der tiefsten mystischen Versenkung Tod und Leben einander auf eine rätselhafte Art gegenseitig zu durchdringen scheinen. Der Tod des in Raum, Zeit und Selbstbezogenheit Eingegrenzten ist vielleicht Voraussetzung und Mittel dafür, dass sich ein diese Grenzen sprengendes Leben entfalten kann. Was sich in der spontanen Erfahrung als einem Hinausgehobensein in das Raum- und Zeitlose und in das „große Eine“ in überraschender, überwältigender Plötzlichkeit oder auch leise, fast unhörbar und zart anmeldet, gewinnt in der mystischen Neugeburt unerhörte Gestalt und Ausprägung. Die Botschaft klingt nur vordergründig einseitig. Man könnte sie, in Abwandlung des geflügelten lateinischen Wortes „*per aspera ad astra*“ („über rauhe Pfade zu den Sternen“) in diese wenigen Worte fassen:

*per mortem ad vitam* – durch den Tod zum Leben ...

### Zusammenfassung

Ich fasse zusammen: Dass der Mensch stirbt, ist nicht eine Erkenntnis, die ihm in die Wiege mitgegeben wird. Erst die Selbsterkenntnis als seiner selbst bewusstes Wesen führt dazu, dass der eigene Tod in seiner Unvermeidbarkeit begriffen wird. Der „primitive“ Mensch fürchtet sich selten vor dem Tod an sich; wohl aber packt ihn Entsetzen vor dem toten Menschen, dem Leichnam. Die Furcht vor dem Tode ist erst eine sekundäre Reaktion, und es ist zu vermuten, dass in der Menschheitsgeschichte die Erkenntnis der Unvermeidbarkeit und Verbindlichkeit des je eigenen Todes erst relativ spät (in der Mittleren Steinzeit?) erworben wurde. Der Mensch beginnt sich zum Tode zu verhalten und nimmt ihn nicht mehr wie die Kreatur dumpf hin. Die Weise des Verhaltens ist primär von Angst geprägt, zunächst wohl als Furcht vor dem toten Menschen als einem bedrohlichen Andersartigen, später als Angst vor der eigenen Hinfälligkeit.

Die Erkenntnis der Unvermeidbarkeit des Todes ist einer der Aspekte des spezifisch menschlichen Todes. Je mehr diese Einsicht an Verbindlichkeit gewinnt, um so grösser wird in der Regel auch die Tendenz zur Verdrängung der ursprünglichen Reaktion, der Todesangst. Diese hat offensichtlich zwei Wurzeln: einmal die Angst vor dem Sterben, welche infolge der Entpersönlichung des Sterbens in vielen Kliniken scheinbar paradoxerweise trotz allen Fort-



schritten der medizinisch-pharmazeutischen Technik immer grösser wird; zweitens die Angst vor der absoluten Zerstörung als „sinnlosem“ Tod, der das Leben selbst zur Sinnlosigkeit verurteilt.

Verdrängung, Beiseiteschieben und Neutralisieren sind Reaktionen auf die Gewissheit des eigenen Todes, die primär Angst erzeugt. Bis zu einem gewissen Grade entspringt dies einer Lebensnotwendigkeit; denn Leben will gelebt sein und bildet einen scheinbar absoluten Gegensatz zum Tode. Wenn man sich aber bewusst macht, dass der menschliche Tod auch einen lebensimmanenten Aspekt hat, den man das Geheimnis des ewigen „Stirb und werde“ in unserem Dasein nennen könnte, erkennt man, dass ein richtig gelebtes Leben den Tod nicht verdrängen darf, sondern ihn integrieren muss. Gerade dann, wenn sein lebensimmanenter Aspekt akzeptiert wird, als Erkenntnis, dass mit dem Verweslichen im „Stirb und werde“ vor allem unsere Ich-Verhaftung gemeint ist, kommt man der Wahrheit näher. Sie lautet, dass der Tod zwar alles Vergängliche und Beschränkte, damit gewiss auch unsere Egozentrik, radikal vernichtet, aber auch das Tor zu etwas Neuem, Ewigen und Unbeschränkten öffnet. Der Tod wäre also mit anderen Worten nicht sinnlos, sondern stellte in Wirklichkeit einen zwar schmerzvollen, aber höchst sinnerfüllten Umwandlungsprozess dar. Es erwies sich die Wahrheit des ersten Korintherbriefes:

„Denn dies Verwesliche muss anziehen die Unverweslichkeit, und dies Sterbliche muss anziehen die Unsterblichkeit“ (1. Korinther 15,53).

Je mehr der Tod als der Verwandler erkannt und in das Leben integriert wird, um so grösser wird dessen Sinngehalt. Und je besser das sinnvolle „Stirb und werde“ im Leben als ständige Präsenz des verwandelnden Todes erkannt wird, desto eher wird der Tod seine Schrecken verlieren, weil er nicht ein absoluter Zerstörer, sondern ein Durchgang ist.

Der Wunsch des Menschen nach Unsterblichkeit muss sehr kritisch beleuchtet werden. Wovon Mythen und Märchen in unzähligen Varianten träumen, nämlich von einem Leben ohne Tod und ohne Altern, davon müssen wir uns lösen; auch wenn uns die moderne Medizin die Erfüllung des uralten [Tantalos](#)-Wunsches in naher Zukunft vorzugaukeln scheint. Der Mensch bleibt als Individuum physisch sterblich, und kein vernünftiger Naturwissenschaftler oder Mediziner wird diese Tatsache leugnen. Dennoch brauchen die Träume in den Mythen und Märchen nicht bloße Schäume zu sein. Wie kommt es, dass unser Unbewusstes den Tod entweder ignoriert oder ihn nicht so sehr als Zerstörer denn als Verwandler auffasst? Handelt es sich da um ein „primitives“ Unwissen, oder „weiß“ vielleicht das Unbewusste tatsächlich von einem „ewigen Leben“, jenseits des physischen Todes?

Gerade diese lässt sich nicht wissenschaftlich beantworten. Sofern Wissenschaft auf Erfahrung oder der Erklärung gewisser Gesetzmäßigkeiten beruht, kann es keine Wissenschaft vom ewigen Leben geben. ... Man kann an ein ewiges Leben glauben, indem man z.B. auf die neutestamentliche Botschaft hört. Solcher Glauben ist, wenn er wirklich lebt, ein einzigartiges Geschenk.

Für mich lauten die entscheidenden Fragen: Mit welchem Recht darf das Wissen aller großen Religionen von einem ewigen Leben als bloßes Wunschdenken interpretiert werden? Irren sich auch alle jene Initiationsriten, welche das Thema des „Stirb und werde“ variieren und lehren, das existentiell wichtige Geschehen im menschlichen Dasein sei die Geburt eines neuen, ganz anderen Menschen? Was weiß unser Unbewusstes von einem „Jenseits“?

Wir wissen nicht viel von dem, was Sterbende erfahren; aber dieses wenige mag genügen, um zusammen mit den Zeichnungen schwerkranker Kinder unverkennbar darauf hinzuwei-

sen, wie sehr etwas in uns die Gültigkeit des absoluten Todes ablehnt und sich geborgen weiß in einem Umfassenden, Zeitlosen und Ewigen. Träume und spontane Transzendenzerfahrungen sind reale Möglichkeiten, solches Wissen in unserer Tiefe tatsächlich zu erleben und gepackt, erschüttert und überzeugt zu werden.

Die Hinweise auf ein „ewiges Leben“ sind bei objektiver Betrachtung derart evident, dass sie beinahe die Kraft eines Beweises erlangen. Die Zeit ist reif, dass wir alte unauslöschliche Wahrheiten, die in uns schlummern, neu entdecken. Eine dieser Wahrheiten, vielleicht die wichtigste, lautet, dass wir nicht aus einem Nichts hilflos in ein Dasein ohne Sinn geworfen worden sind, um auf den Tag unserer radikalen und absoluten Vernichtung zu warten.

Die Zeit ist auch reif, um einzusehen, dass Naturwissenschaft in keiner Weise den [Atheismus](#) begründet. Nach den Worten des bekannten Zürcher Ordinarius für theoretische Physik, [Walter Heitler](#) (1904-1981), ist das Gegenteil der Fall. Denn je weiter die Naturwissenschaft fortschreite, desto mehr führe sie zu einem Weg, der – vorsichtig ausgedrückt – auf etwas Überirdisches, Übersinnliches und Göttliches hinweise.

Der persönliche Weg zu dieser inneren Gewissheit mag schwierig und mühevoll sein. Es ist ein Weg, der zerreißen Angst und zerstörerischem Zweifel nicht ausweichen kann. Aber es ist auch ein Weg der Hoffnung.

Hoffnung ist immer auf das Leben gerichtet. Leben ist das letzte Wort, das über den Menschen gesprochen wird, nicht der Tod.

Also hoffe ich zu leben, gerade weil ich sterben werde.